



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mro. 6.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Junii 1884.

Inhalt: Der Apostel Neu-Granada's. — Scenen aus dem Kriege in Tongking. — Yunnan. — Nachrichten aus den Missionen: China; Tongking; Sunda-Inseln; Vorderindien; Äquatorial-Afrika; Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Der Apostel Neu-Granada's.

3. Beruf und Vorbereitung.

Die Vaterstadt des hl. Ludwig Bertrand ist Valencia. Die wundervolle Schönheit ihrer Lage wird von christlichen wie von arabischen Dichtern besungen; sie heißt schlecht-hin la hermosa, „die Schöne“; die Mauren nannten sie „die Stadt der Lust“, das „irdische Paradies“; ein Araber vergleicht sie einem kostbaren Gewande, dessen Saum das grüne Thal und blaue Meer seien, einem Silbetschwan auf grünem Neste. Die Fruchtbarkeit des umliegenden Geländes bezeichnet das spanische Sprichwort mit dem Verse: „Valencia ist Gottes Land; Reis wächst, wo gestern Weizen stand.“ Die Stadt selbst ist dem Spanier einfach die „Stadt des Eid“, weil der Eid sie zuerst den Mauren entriß und in ihr gestorben ist. Seit dem Tage, da die Stadt dem Joche des Islam entrisen wurde, hat sie immer als eine echt spanische, katholische Stadt gegolten, obgleich ihre engen Straßen, ihre maurischen Bauten den Stempel der orientalischen Herrschaft bis auf unsere Zeit herab beibehielten. Die vielen Klöster und Kirchen und vor Allem die Cathedrale mit ihrem ragenden gothischen Thurm, auf dessen Spitze das Kreuz funktelt, bezeichnen den Sieg über den Halbmond. Sie steht auf den Grundmauern eines alten Römertempels, wurde zweimal in eine Moschee verwandelt, zweimal auf's Neue zur christlichen Kirche geweiht; in ihr predigte der große heilige Vincenz Ferrerius, vor ihrem berühmten silbernen Hochaltare betete der hl. Thomas von Villanova.

In dieser an Schönheit und großen Erinnerungen reichen Stadt erblickte unser Apostel Neu-Granada's das Licht der

Welt am Neujahrstage 1526 ¹. Sein Vater war der öffentliche Notar Johann Bertrand (oder Beltran, wie der Name richtiger geschrieben wird), ein gerechter, allgemein geachteter und beliebter Mann, welcher viele Jahre hindurch die zeitlichen Geschäfte des Karthäuserklosters von Valencia besorgte. Von mütterlicher Seite war er mit der Familie des hl. Vincenz Ferrerius verwandt und schrieb der Fürbitte dieses Heiligen die zweimalige Rettung seines Lebens zu; einmal da er als Kind mit Schießpulver spielte, wobei er sich das Gesicht entsetzlich verbrannte, und ein zweites Mal, da er bereits im Todeskampfe lag, als er durch eine Erscheinung des Heiligen plötzlich geheilt wurde. Derselbe heilige Anverwandte ermahnte ihn, als er nach dem Tode seiner ersten Gattin Karthäuser werden wollte, zur zweiten Ehe und so vermählte er sich mit Johanna Angela de los Grarches, einer durch Tugend ausgezeichneten Dame. Diesem heiligen Ehebunde entstammten acht Kinder; von den vier Knaben erwählten drei den geistlichen Stand: unser Heiliger und einer seiner Brüder den Orden des hl. Dominicus, ein zweiter Bruder, Michael Hieronymus, wurde Weltgeistlicher. Schon daraus läßt sich ein Schluß auf den frommen Sinn seiner Eltern ziehen. Der hl. Bertrand war der Erstgeborene der Familie; noch am Tage seiner Geburt wurde er in die Pfarrkirche vom hl. Stephan getragen und empfing daselbst an demselben Taufsteine, an welchem der hl. Vincenz Ferrerius

¹ In der folgenden Lebensskizze benützen wir namentlich The life of St. Lewis Bertrand by F. Bertrand Wilberforce, London, Burns und Oates, 1882.

getauft worden war, die Gnade der geistigen Wiedergeburt und mit ihr den Namen Johann Ludwig. Zu Hause nannte man ihn Ludwig, später im Orden Bruder Bertrand.

Von seiner Kindheit und Jugend ist uns nicht viel überliefert, als daß er schwach und kränklich war und frühzeitig große Liebe zum Gebete und zur Frömmigkeit zeigte. Wie es vom hl. Moïsius bekannt ist, so übte auch er als Knabe schon nächtliches Wachen und Beten und verrichtete schwere Bußübungen; seine größte Freude war der Besuch der Dominikanerkirche, wo er täglich die heilige Messe hörte und der Vesper beiwohnte. Zum Seelenführer hatte der fromme Knabe zwei heiligmäßige Ordensmänner, zuerst P. Ambrosius aus dem Orden der Minim, später einen Dominikaner. Unter der Leitung des Lektors machte er seine Standeswahl und erhielt die Aufnahme in das berühmte, schon 1238 von einem Schüler des hl. Dominikus gegründete Kloster der Predigerbrüder in Valencia. Schon war der Tag der Einkleidung festgesetzt; allein nicht ohne schweren Kampf sollte Ludwig das Glück des Ordenslebens erringen. Kaum hörte sein Vater von seinem Vorhaben, so eilte er tief betrübt zum Prior der Dominikaner und mußte die in der That schwächliche Gesundheit seines Sohnes so zu schildern, daß die Erlaubniß zum Eintritte zurückgenommen wurde. Da meinte der fromme Jüngling vor heiliger Sehnsucht beinahe zu sterben; er selbst erzählt uns, wie er oft stundenlang auf der Turiabrücke stand und mit Thränen in den Augen nach dem nahen Kloster blickte, oder wie er im Klostergarten die Orangenbäume des hl. Vincenz begoß und dabei betete, daß der Herr auch seinen Lebensbaum an das fließende Wasser des heiligen Ordensstandes verpflanzen möge. Endlich wurde sein Flehen erhört, und er erhielt am 26. August 1544 das Kleid des hl. Dominikus.

Wenn Ludwig schon in der Welt ein Leben der Unschuld und Buße führte, so war das noch viel mehr jetzt im Orden der Fall. Gehorsam, Demuth und Gebet entfalteten sich in diesem fruchtbaren Boden der Tugend zu herrlicher Blüthe, und schon ein Jahr nach seinem Eintritte wurde er würdig befunden, die feierliche Ordensprofess abzulegen. So verpflichtete er sich also am 27. August 1545 durch die unauflöslichen Bande der heiligen Gelübde seinem Heilande zu ewigem Dienste. Doch blieb er noch im Noviziate und unter der Leitung des Novizenmeisters bis zum Empfange der Priesterweihe, wie es bei den Dominikanern Regel ist. Ein heiliger Ernst zeichnete ihn aus, und er fühlte sich, weit mehr als menschliche Klugheit für rathsam erachten würde, trotz seiner schwächlichen Gesundheit zu den strengsten Bußwerken angetrieben. Die Folge davon war eine schwere Krankheit; doch kehrte er kaum genesen zu denselben Strenghheiten zurück. Schon damals hatte der junge Ordensmann eine außerordentlich hohe Stufe der Betrachtung gewonnen; um so schwieriger wurden ihm jetzt die philosophischen und theologischen Studien, indem er die Wahrheiten der heiligen Religion viel lieber mit seinem Herzen erfaßte, als mit der Schärfe des Verstandes prüfte, und wenn der heilige Gehorsam ihm das Studium nicht befohlen hätte, so würde er es ganz seiner Neigung zum Gebete geopfert haben.

Schon im Jahre 1547 empfing Fr. Bertrand, wahrscheinlich durch den hl. Thomas von Villanova, welcher damals Erzbischof von Valencia war, die heilige Priesterweihe und brachte am 23. October in der Kirche seines Klosters mit wahrhaft himmlischer Andacht das erste heilige Messopfer dar. Es folgten nun einige Jahre Arbeit am Seelenheile des Nächsten in

dem Kloster von Lombay, welches gerade damals der heilige Franz Borgia den Dominikanern erbaut hatte. In diese Zeit fällt auch der Tod des Vaters unseres Heiligen. Fr. Bertrand wachte während der Nacht im Gebete, als er plötzlich in einem Gesichte seinen Vater mit dem Tode ringen sah. Da Lombay nur wenige Stunden von Valencia entfernt ist, kam er noch rechtzeitig, um dem Sterbenden im letzten Kampfe beizustehen. Der Vater umklammerte die Hand des Heiligen und sagte mit brechender Stimme: „Mein lieber Sohn, im Leben war es mir schmerzlich, dich als Mönch zu sehen; aber jetzt im Tode ist es mein größter Trost. Ich empfehle mich in deine Gebete!“ Die Seele des Hingeschiedenen mußte acht volle Jahre hindurch im Fegfeuer schwer büßen, wie dem Heiligen geoffenbart wurde, obschon derselbe in seinem Leben allgemein für einen frommen und gerechten Mann gegolten hatte, und obschon der hl. Bertrand ungezählte Thränen, Bußwerke, Gebete und heilige Opfer für die Ruhe seines Vaters aufopferte. Oftmals erschien ihm der Verstorbene in schrecklicher Noth und mit Wunden bedeckt; Tag und Nacht hörte er seine klagende Stimme: „Ludwig, mein Sohn, hilf mir, habe Mitleid mit mir, bitte für mich, daß ich aus dieser Pein errettet werde.“ Es ist dieß ein erschütterndes Beispiel der strafenden Gerechtigkeit Gottes; diese acht Jahre des schmerzlichsten Mitleidens mußten aber nach dem göttlichen Rathschlusse auch dazu dienen, den Fortschritt des Ordensmannes auf dem Wege zur Vollkommenheit noch mehr zu beflügeln.

Die außerordentliche Heiligkeit Fr. Bertrands entging den Augen seiner Mitbrüder nicht, und seiner Jugend ungeachtet wurde er im Jahre 1551 Novizenmeister in Valencia. Er rechtefertigte das hohe Vertrauen seines Ordens, indem er die Novizen noch viel mehr durch sein heiliges Beispiel als durch seine eindringlichen Worte zur Tugend aneiferte. Es folgte nun eine Reihe von Jahren dieser stillen Wirksamkeit, bis ihn 1557 Seuchen und Hungersnoth, welche damals in Valencia und seiner Umgebung ausbrachen, aus den stillen Zellen des Noviziates in den Dienst der Kranken und Sterbenden rief. Die Obern hatten ihn nach Albayda gesandt, wo er drei Jahre als Vikar dem dortigen St.-Anna-Kloster vorstand und in der Seelsorge thätig war, wodurch sich der Ruf seiner Heiligkeit in der ganzen Gegend verbreitete. Den Armen und Nothleidenden war der Vorrath des Klosters stets offen; dafür sorgte aber auch Gott, „der oberste Vertheiler der Almosen“, wie ihn ein alter Lebensbeschreiber des Heiligen schön nennt, daß es den Brüdern nie am Nöthigen mangelte. Der Procurator (Schaffner) des Klosters war freilich nicht immer derselben Ansicht, wie sein heiliger Oberer. Die Klostersglocke war zerbrochen, und er sparte heimlich, um eine neue anzuschaffen. Schon hatte er eine ziemliche Summe beisammen und dachte mit Furcht und Zittern daran, daß es dem hl. Bertrand einfallen könnte, das Geld für die Bedürftigen zu verlangen. Richtig, eines Tages verlangte der Obere die ganze Summe für die Armen. Der Procurator mußte in den sauren Apfel beißen und gab das Geld. Als er aber die Zelle des Heiligen verlassen hatte, mußte er seinem Ärger ein wenig Luft machen und brummte in seinem Herzen: „Gütiger Gott, was für ein schrecklicher Mensch dieser Vikar ist!“ Bald darauf sagte ihm der Heilige: „Ich weiß recht wohl, was Sie eben zu sich sagten, Pater. War es nicht: ‚Gütiger Gott, was für ein schrecklicher Mensch dieser Vikar ist?‘ Aber seien Sie ganz ruhig, lieber Pater, vertrauen Sie auf Gott und Alles wird

ein gutes Ende nehmen.“ Der Procurator bereute seinen Ärger und wunderte sich sehr über die außerordentliche Seelenkenntniß seines Obern. Das Geld für die Glocke kam auch wieder zur Stelle; doch hat der alte Chronist nicht aufgezeichnet, wie lange der liebe Gott die Geduld des Procurators auf die Probe stellte.

Aus der gleichen Zeit sind mehrere auffallende Thatsachen festgestellt, welche beweisen, in wie hohem Grade der Heilige die Gabe der Prophezeiung hatte, und wie oft man ihn bei der heiligen Messe entzückt und von übernatürlichem Lichte strahlend sah. Wir müssen uns aber beeilen, um zu seiner Thätigkeit als Missionär zu kommen, welche uns hier zunächst beschäftigt; doch dürfen wir das folgende Wunder nicht übergehen, weil es das gewöhnliche Bild des Heiligen erklärt. Der hl. Ludwig Bertrand wird nämlich meistens mit einem Crucifixe abgebildet, dessen unteres Ende in einen Musketschaft ausläuft. Die wunderbare Begebenheit, an welche diese Darstellung erinnert, ist auch von Clemens X. in die Heiligspredigungsbulle aufgenommen.

Ein hochgestellter Edelmann führte öffentlich einen ärgerlichen Lebenswandel. Eines Tages wohnte derselbe der Predigt des Heiligen bei, und da Fr. Bertrand mit apostolischem Freimuth gegen das Laster predigte, glaubte er, und vielleicht mit Grund, sein eigener, öffentlich bekannter sträflicher Wandel werde von dem eifrigen Prediger vor Aller Augen gegeißelt. Allein statt Reue und Besserung waren nur Zorn und Haß die bitteren Früchte, welche in dem Herzen des stolzen Spaniers bei den Worten des Heiligen reiften. Mit dem Entschlusse blutiger Rache verließ er die Kirche. Als der Heilige ebenfalls das Gotteshaus verließ, trat Franz Mora, ein Diener jenes Edelmannes, auf ihn zu und sagte, sein Herr sei in solcher Wuth, daß der Prediger seine freie Sprache ganz gewiß mit dem Leben büßen werde, wenn er nicht öffentlichen Widerruf und Abbitte zu leisten bereit sei. Mora war sehr erschrocken, während der hl. Ludwig ganz ruhig antwortete, es würde seine größte Freude sein, den Tod zu erdulden, weil er seine Stimme gegen das Laster erhob; denn ein solcher Tod würde ihm die Krone des Martyriums bringen. Am darauffolgenden Tage kehrte Fr. Bertrand in Gesellschaft desselben Mora nach Albayda zurück. Da sahen sie plötzlich den Edelmann mit einer Muskete bewaffnet heransprengen. Mora gerieth außer sich vor Schrecken und beschwor seinen Begleiter, zu fliehen oder sich zu verbergen. Der Heilige setzte aber ruhig seinen Weg fort, als ob gar nichts zu fürchten wäre. Als der Reiter die beiden Wanderer erreicht hatte, schrie er mit vor Wuth verzerrter Miene: „Eiender Mönch, wagst du mich zum Gegenstande deines öffentlichen Tadelns zu machen?“ Mit diesen Worten richtete er seine Muskete auf die Brust des Predigers und zog an dem Radschlosse der Mordwaffe, um ihm die Kugel in's Herz zu jagen. Aber im gleichen Augenblicke erhob der Heilige seine Hand, machte das Zeichen des Kreuzes und — o Wunder! — die Muskete ward in der Hand des Schützen in ein Crucifix verwandelt. Einen Augenblick waren Alle sprachlos. Dann schwang sich der Edelmann, der so plötzlich statt der Mordwaffe das Bild des für seine Feinde sterbenden, gekreuzigten Heilandes in seiner Hand erblickte, aus dem Sattel, warf sich mit Thränen der Reue dem Heiligen zu Füßen und flehte zitternd und bebend in tiefer Demuth um Verzeihung. Der hl. Ludwig hob ihn freundlich auf, beruhigte ihn und bat ihn voll Liebe und Milde, sein Leben zu bessern und sich zu

Gott zu bekehren. So entließ er seinen Todfeind im Frieden. Dann legte er seinem Begleiter über dieses Wunder strenges Schweigen auf, bis man ihn fragen würde, was übrigens nicht vor 30 Jahren geschehen werde. Wirklich offenbarte Franz Mora erst nach dem Tode des Heiligen als Zeuge im Prozesse der Seligspredigung dieses Wunder.

Im Jahre 1560 beriefen die Obern unsern Heiligen abermals nach Valencia und übergaben ihm die Leitung des Noviziates. Wie sehr um diese Zeit schon der Ruf seiner Heiligkeit verbreitet war, beweist die Thatsache, daß die hl. Theresia auch ihn um Rath fragte, als sie mit dem Plane umging, die Reform ihres Ordens einzuführen. Die Antwort des Heiligen ist zu charakteristisch, als daß wir sie übergehen dürften:

„Mutter Theresia! Ich erhielt Ihren Brief, und da ich sah, daß der Gegenstand, über welchen Sie meinen Rath verlangen, auf das Innigste mit dem Dienste Gottes verbunden ist, wünschte ich die Sache in meinen Mesopfern und lauen Gebeten der göttlichen Majestät zu empfehlen, bevor ich antwortete, und deßhalb schrieb ich nicht früher. Jetzt sage ich Ihnen im Namen unseres Herrn: gehen Sie muthig an das große Werk, das Sie vorhaben; Gott wird Ihnen helfen und gnädig sein, und in Seinem Namen versichere ich Ihnen, daß Ihr Orden, bevor 50 Jahre verflossen sind, einer der berühmtesten in der Kirche Gottes sein wird. — Fray Luis Bertran.“

Der Heilige hatte nun sein 36. Lebensjahr erreicht. Auf die 18 Jahre einer unschuldigen Jugend waren 18 Jahre eifrigen Strebens und Ringens in der Tugendschule des hl. Dominikus als Schüler und Lehrer gefolgt, und es hatte den Anschein, daß sein ganzes künftiges Leben sich ebenfalls in den stillen Räumen des Noviziates abspinnen würde. Da auf einmal berief ihn Gott zum Apostolate unter die Wilden der neuen Welt! Merkwürdigerweise bediente er sich dazu eines Betrügers; denn er weiß auch die Bosheit der Menschen seinen ewigen Plänen dienstbar zu machen. Es kam nämlich im Jahre 1561 ein junger Mensch aus Südamerika an die Pforte der Dominikaner von Valencia und erwirkte mittels gefälschter Papiere die Aufnahme in das Kloster. Derselbe entwarf ergreifende Schilderungen von der Lage der Eingebornen Neu-Granada's. Er beschrieb ihre Unwissenheit, ihren Aberglauben, er redete von der geringen Zahl der Glaubensboten, von der Abneigung, welche die Wilden in Folge der Laster und Grausamkeit vieler spanischer Abenteurer gegen die Religion des Kreuzes hegten. Diese Schilderungen erfüllten das Herz des hl. Ludwig mit tiefem Mitleide, und wahre Seelenqual erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß so viele irrende Schafe in der Wüste zu Grunde gehen sollten, weil kein Hirt sie zur Weide des ewigen Lebens führte. So entstand in seinem Herzen das glühende Verlangen, sich selbst der Rettung dieser Verlorenen zu weihen, und dasselbe fand neuen Brennstoff in der Beschreibung des Lebens voller Mühsal und Leiden, welches die Missionäre in der neuen Welt erwartete, und namentlich in der Aussicht auf den Martertod, welcher dem Heiligen als die Krone eines solchen Lebens zu winken schien. Früher schon war es seine Gewohnheit gewesen, so oft er bei der heiligen Messe den Leib des Herrn zur Anbetung erhob, mit ganzer Seele das Gebet des hl. Peter Martyr zu verrichten: „Gib, o Gott, daß ich für Dich sterben möge, der Du Dich würdigtest, für mich zu sterben.“ Da ihm nun die Mission von Südamerika dieses Glück in Aussicht stellte, flehte er inbrünstig zu Gott, er möge ihn für jenen Theil seines Weinberges berufen und ihn seinen heiligen Willen darüber

erkennen lassen. Da kamen zu Anfang 1562 zwei Dominikaner nach Valencia, welche vom Ordensgeneral die Vollmacht hatten, alle Mitglieder des Ordens, so viele sich deren melden würden, für die Mission von Neu-Granada anzuwerben. Dieselben schilderten mit lebendigen Farben die große Noth jener neu-entdeckten Länder und die reiche Ernte, welche dort der Schnitter harre, die Opfergeist genug hätten, sie einzuheimsen. Hierin glaubte der Heilige ein Zeichen des göttlichen Willens zu sehen, der ihn nach Neu-Granada berufe, und nach eifrigem Gebete erklärte er dem Obern seinen Entschluß, sofort unter Segel zu gehen.

Allein der Heilige begegnete von allen Seiten dem ernsthaftesten Widerstande. Die Bitten der Freunde und Verwandten machten zwar wenig Eindruck auf ihn; aber sie wurden von seinen Ordensbrüdern und namentlich von seinen Obern entschieden unterstützt. Der Pater Prior suchte ihn mit Gründen und Bitten zu bewegen; endlich sagte er ihm gerade heraus, er werde ihn für die Reise mit gar nichts ausrüsten, und wenn er auf seinem Willen bestehet, so müsse er ohne seinen Segen abreisen. In den stärksten Ausdrücken stellte Pater Prior ihm vor, er verlasse das Amt, das ihm seine Obern zugewiesen hätten und für das ihm Gott eine so seltene Befähigung verliehen habe, und wolle eine

Beschäftigung übernehmen, deren Erfolg höchst fraglich sei. Fr. Bertrand antwortete: und wenn er auch keine einzige Seele bekehren sollte, so könnte er sich doch ganz seinem Herrn zum Opfer bringen; schon der bloße Gedanke, in Amerika mehr Leiden zu finden, sei ihm ein mächtiger Beweggrund; der liebe Gott werde den Novizen schon einen andern und bessern Lehrer besorgen. Aber Pater Prior stellte sich damit keineswegs zufrieden. Er erinnerte den Heiligen an seine schwächliche Gesundheit und sagte, es sei sonnenklar, daß Gott gerade ihn am allerwenigsten für die Arbeit der auswärtigen Missionen bestimmt habe; er hätte ihn sonst mit einer bessern Gesundheit und größerer Körperkraft ausgerüstet. Fr. Bertrand möge doch nur an seine häufige Kränklichkeit, an seine Schwäche, an seine immer sich wiederholenden Schwindelanfälle, an seine Kurzsichtigkeit und starke Taubheit, an die schmerzliche offene Wunde seines Fußes denken und selbst sagen, ob denn das die Eigenschaften eines Missionärs seien und zwar für eine der schwierigsten Missionen der Welt? — Die Vernunft schien ganz auf der Seite des Priors zu sein; der Heilige

mußte zugeben, daß er in der That seit seinem Eintritte in den Orden keinen Tag in vollkommener Gesundheit verlebt hatte. Doch machte er gegen diesen Grund geltend, man habe ganz denselben vorgebracht, um ihn vom Eintritte in das Kloster abzuhalten, und doch sei er bis jetzt mit Gottes Gnade im Stande gewesen, nicht nur die Regel in ihrer ganzen Strenge zu beobachten, sondern noch überdieß viele Bußwerke zu verrichten. Er hoffe also, daß Gott, der in Spanien seine Stärke gewesen sei, ihn auch in Südamerika stützen und kräftigen werde; denn des Herrn sei die Erde und Alles, was darauf ist. So bat der Heilige, man möge ihn ziehen lassen. Aber Pater Prior blieb bei seiner Weigerung, ihm auch nur das

geringste zur Reise Nothwendige mitzugeben. Er hoffte, dadurch den Entschluß des Heiligen zu besiegen; denn er war überzeugt, daß derselbe nicht einmal die Kraft haben werde, den Hafen von Sevilla zu erreichen, wo die Missionäre sich einschiffen sollten. Wirklich wurde Fr. Bertrand für den Augenblick unschlüssig; einestheils die Überzeugung, daß er zu Fuß nicht bis Sevilla kommen könne, noch mehr aber das Ansehen des Priors Diego Serrano, eines durch Alter und Tugend ausgezeichneten Mannes, und die stürmischen Bitten seiner Ordensbrüder, bestimmten ihn, die Missionäre allein abreisen zu lassen. Selbstverständlich hat sich der Heilige seinem Obern gegenüber durchaus nicht durch Ungehorsam versündigt, da ja der Ordensgeneral allen Dominikanern, welche Beruf für die Mission von Neu-Granada fühlten, Erlaubniß zur Abreise gegeben hatte; ebenso wenig darf man das augenblickliche Zaudern als Schwäche auslegen, denn die Gründe des Pater Prior waren so gewichtig, daß sie eine erneute Prüfung nach dem Worte des



BEATVS LVDOVICVS BERTRANDVS ORD. PRÆD.

Altes beglaubigtes Bild des hl. Ludwig Bertrand.

Apostels: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind“, wohl zur Pflicht machen konnten.

Am ersten Fastenfreitage 1562, drei Tage nach der Abreise seiner Gefährten, predigte der Heilige in der Kirche eines Nonnenklosters, und es befahl ihn nach der Predigt eine große Gewissensunruhe, ob er nicht aus Mangel an Vertrauen in den göttlichen Beistand den stürmischen Bitten seines Priors und seiner Mitbrüder nachgegeben habe. Er betete den Tag über eifrig und erkannte endlich klar den Willen Gottes, der ihn nach Neu-Granada rief. Jetzt stand auch sogleich sein Entschluß fest. Am Abende versammelte er die Novizen um sich und hielt unter allgemeinem Seufzen und Schluchzen seine Abschiedsrede.

Er ermahnte sie mit glühenden Worten zur Liebe Gottes und zur genauen Beobachtung der Ordensregel, bat um Verzeihung für seine Fehler und segnete sie. Früh am andern Morgen erklärte er auch dem Prior seinen festen Entschluß, sofort nach Sevilla abzureisen. Der greise Obere brach in Thränen aus, verweigerte ihm aber den Segen. Der Heilige blieb fest; da segnete ihn zwar der Prior widerstrebend, schlug ihm jedoch rundweg jegliches Reisegeld und jede sonstige Unterstützung ab. Offenbar ließ der liebe Gott, um die Standhaftigkeit seines Dieners zu prüfen, diese scheinbare Härte zu, welche übrigens in der Überzeugung des Oberen, der Heilige habe sich durch unklugen Eifer täuschen lassen, ihre Begründung findet.

So verließ der hl. Ludwig Bertrand am ersten Fastensamstage 1562 in evangelischer Armuth sein theures Kloster von Valencia. Das Herz mag ihm doch geblutet haben ob dieses doppelt traurigen Abschiedes von seinen Brüdern und ob der Trennung von der geliebten Vaterstadt mit ihren ihm so theuern Kirchen und Heilighümern; und als der demüthige Mönch mit seinen paar Büchern in einem kleinen Sacke auf dem Rücken durch das stolze „Thor des Eid“ hinauswankte, mag die Zukunft doch recht düster vor ihm gelegen haben. Nur Eines war ihm klar: der Wille Gottes, und ihm folgte er muthig. Nicht weit von der

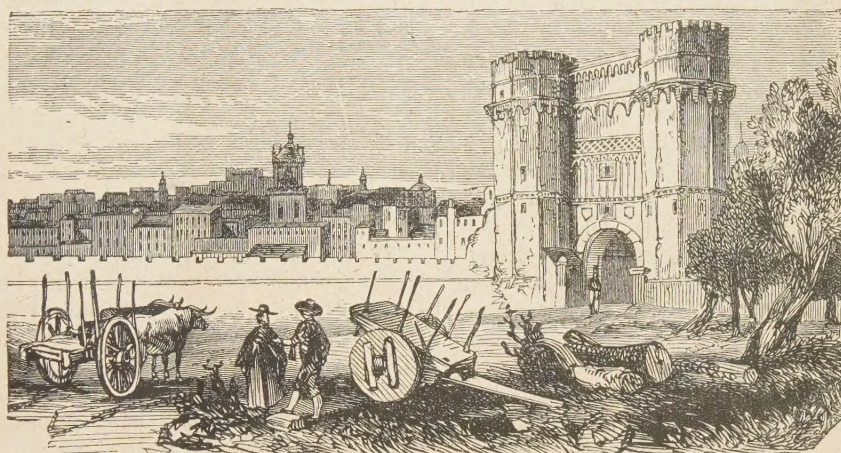
Stadt traf er an seinem Wege das Franziskanerkloster von Jesus und Maria. Er war noch nüchtern und hatte die heilige Messe nicht gelesen; so trat er ein und feierte das

heilige Opfer. Dann bettete der Heilige die erstaunten Franziskaner um etwas Brod an, das ihm mit größter Liebe gegeben wurde, und da ihm schien, er hätte an seinen paar Büchern noch zu viel für die heilige Armuth mit sich genommen, legte er auch von diesen die meisten in die Hände des Guardians mit der Bitte, dieselben gelegentlich in das Dominikanerkloster von Valencia zurückbringen zu lassen. Dann ging er betend und auf Gott vertrauend seines Weges fürbaß.

In Xativa (heute San Felipe), einem Städtchen neun Stunden südlich von Valencia, hatte der hl. Ludwig Bertrand den Trost, einen der Missionäre zu treffen, mit denen er nach Südamerika segeln wollte. Dort holte ihn auch sein leiblicher Bruder ein, der sich bei der Kunde von Ludwigs Abreise, welche ganz Valencia mit Schmerz erfüllte, sofort auf's Pferd geworfen hatte, um ihn womöglich wieder zurückzubringen. Seine Bitten und Thränen blieben aber ohne Erfolg; da kaufte er dem

Bruder wenigstens einen Esel; denn zu Fuß konnte derselbe mit seiner offenen Fußwunde Sevilla unmöglich erreichen; auch nöthigte er ihm etwas Geld auf, welches der Heilige als ein um der Liebe Christi willen gegebenes Almosen dankbar annahm. Dann schieden die Brüder; der eine kehrte traurig nach Valencia zurück, der andere zog mit seinen Gefährten Se-

villa zu, in dessen Hafen die spanischen Galeonen schon zur Fahrt bereit lagen, um sie dem dornigen Arbeitsfelde zuzutragen im fernen Neu-Granada. (Fortsetzung folgt.)



Das Thor des Eid in Valencia.

Scenen aus dem Kriege in Tongking.

4. Zerstörung der Laosmission.

Wir haben schon wiederholt der Mission unter den Laos Erwähnung gethan, welche von Annam aus durch die Pariser Missionscongregation begeistert in Angriff genommen wurde. Bereits hatten sich recht erfreuliche Früchte der frohen Botschaft bei jenen einfachen Bergbewohnern gezeigt, als die neue Pflanzung durch die im ganzen Lande ausgebrochenen Unruhen nahezu wieder vernichtet wurde. An der Spitze des Unternehmens stand P. Gélot, der mit einigen Genossen den schwierigsten Theil des ganzen Feldes bearbeitete. Er war nämlich in seinem Distrikte nicht nur den Einflüssen eines gefährlicheren Klimas ausgesetzt, das seit 1878 sechs Missionäre hingerafft hat, sondern es waren dort auch Räubereien viel häufiger, da in Bezug auf das Bandenwesen und die Haltung der Behörden ähnliche Verhältnisse wie in Yunnan oder jetzt im annamitischen Reiche bestehen. Im Distrikte Lang-schanh war P. Pinabel mit P. Séguret thätig. Das ganze Land ist in sogenannte „Schaus“ getheilt, die einen größeren Verwaltungsbezirk bilden.

In ihnen wohnen dann wieder verschiedene, aber nicht sehr starke Stämme. So zählt man in dem Schau Lang-schanh deren 15 verschiedene, die Deng, die Bo, die Nhan, die Mat, die Ri, und wie sie alle heißen. Weil aber bei der gebirgigen Beschaffenheit des Landes der Boden keine dichte Bevölkerung zu ernähren vermag, so vertheilen sich die Mitglieder eines Stammes auf verschiedene kleine Ortschaften, deren Anzahl bei größeren Stämmen sehr beträchtlich sein kann. Hier wohnen dann je 5–6 Familien zusammen und bearbeiten das urbar gemachte Land, d. h. die kleinen Reisfelder, welche ihnen ihre Nahrung gewähren und rings wieder von Wald umschlossen sind. So viel über die Einteilung der Laos in Schaus oder Distrikte, in Stämme und in Dörfer, oder besser gesagt, Bauerschaften und Weiler.

Um nun ein kurzes Bild des Christenthums bei diesem Gebirgsvolke zu erhalten, folgen wir am besten den Berichten P. Pinabels an den Obern des Missionshauses zu Paris. Dieselben sind vom Sommer des letzten Jahres, also aus der besten Zeit der Mission, und beginnen mit einer Schilderung

der günstigen Stimmungen dieser „Wilden“, wie die Berichte sie im Gegensatz zu den Annamiten gewöhnlich nennen. P. Pinabel schreibt:

„Sie wissen, daß ich seit Januar 1881 mit P. Séguret im Chau Lang-schanh wohne. Wir haben ungefähr zwanzig Katechisten oder Diener, die uns unterstützen. Im verfloßenen Jahre 1882 konnten wir unserem würdigen Oberhirten, Msgr. Puginier, die Erstlinge unserer Gemeinde vorstellen. Die Zahl der Tausen betrug 378, und im laufenden Jahre, 1883, ist die Zahl unserer Neophyten auf ungefähr 500 Seelen gestiegen. Dieselben gehören sämtlich dem Stamme Deng an, der im Ganzen 1200 Köpfe zählt und der erste war, welcher sich in Menge dem Christenthum zuwandte. Er besitzt gegenwärtig schon zwölf kleine Kirchen; denn jede Ortschaft muß selber ihr bescheidenes Gotteshaus errichten. Es ist dies ein leichter Holzbau mit Fachwerk aus geflochtenem Bambusrohr und einem Palmbblätterdach. Das ist ohne Zweifel Alles recht ärmlich. Aber diese vielen Kapellen sind zweckdienlich und geben dem Lande ein christliches Gepräge; hier liest der Missionär bei seinen Besuchen die heilige Messe, hier versammeln sich auch jeden Morgen und Abend die Christen, um ihre Gebete zu verrichten und den Katechismus zu lernen. Die Hauptkirche des ganzen Stammes, natürlich im Vororte gelegen, soll, obgleich auch ganz aus Holz, doch etwas ansehnlicher werden. Sie mißt beinahe 20 Meter in der Länge. Sie ist noch nicht vollendet, denn die augenblickliche Nothlage verzögert die Arbeiten. Wenn die Ernte gut ausfällt, will ich den Fußboden legen, und das schönste Gebäude weit und breit wird fertig sein.“

Anfänglich zeigten nur die Deng Hineigung zum Christenthum, aber gegenwärtig ist die religiöse Bewegung eine außerordentliche, und zu meinem größten Bedauern fehlt es einzig an apostolischen Arbeitern, um diesen Ruf der Gnade zu benützen. Die heidnischen Stämme kommen von selbst zu uns und bitten, wir möchten doch zu ihnen kommen, oder ihnen wenigstens einen Katechisten schicken. Bis ich Verstärkungen erhalte¹, muß ich nothgedrungen meine Leute sehr zerspalttern, um den guten Wilden wenigstens unseren besten Willen zu beweisen, daß wir ihnen helfen möchten.“

Ein Katechist muß so 5–6 Ortschaften besuchen. Zu dieser geringen Zahl an Hilfskräften kommen aber, um den Unterricht der Wilden zu erschweren, noch die weiten Entfernungen. So brauchte P. Pinabel, um z. B. den Nachbarstamm der Nhan zu erreichen, zehn volle Stunden. Auch der Missionär geht barfuß, denn Schuhe und Strümpfe sind hier ebenso unbekannt wie unnütz wegen der eigenthümlichen Wege. Dagegen versteht sich Jeder mit einem zwei Meter langen, starken Stabe, und damit geht es, um zu den Nhan zu kommen, erst durch den Bach und aufgeweichten Boden, dann auf schmalen Waldpfaden mit umgestürzten Baumstämmen, endlich zwei Stunden bergan, bis man in einem Katechumenendorf zum Frühstück vorsprechen kann. Darauf dauert das Steigen wieder an drei Stunden, und ebenso weit geht es auf der andern Seite thalwärts, bis schließlich das Ziel eines solchen Tagemarsches erreicht ist. Allerdings werden die müden Gäste auf's Herzlichste empfangen; man wäscht ihnen die Füße, bringt ihnen Kleider zum Wechseln und bereitet ihnen eine gute Mahlzeit, die bei aller Einfachheit doch köstlich mundet. Eine besondere Schwierigkeit auf diesen Märchen bilden die Landblutegel², die sich mit

wahrer Wuth auf die Wanderer stürzen. Dreißig bis vierzig Bisse solcher hungerigen Geschöpfe gehören, wie P. Pinabel versichert, zu den Strapazen eines ordentlichen Marsches. Solche Mühen werden aber oft reich belohnt durch die guten Früchte bei diesen Wilden.

„Sobald der Katechist im Dorfe ist,“ schreibt P. Pinabel, „kann er in den ersten Tagen mit allen abergläubischen Gegenständen gründlich aufräumen, d. h. sie verbrennen. Dieser Akt weckt in den Leuten einen lebendigen Glauben. Sie sagen: ‚Hätten wir das gethan, ehe wir christlich wurden, so würde Phi, d. h. der Geist, sich sicher dafür gerächt haben.‘ Hinsichtlich einiger heiliger Geheißze gab ich Befehl, sie in Gärten zu verwandeln; bald legten unsere Laos, anfänglich erstaunt, daß Phi sich nicht räche, selbst mit Hand an's Werk. Mein Häuptling hier, der noch nicht getauft ist, sagte mir: ‚Vater, verbrenne den Tempel Phi's, des Dorfgeistes, wo möglich noch vor der Erntezeit; denn wenn du es nicht thust, muß ich ihm einen Ochsen opfern, weil er mir sonst die Ernte verdirbt.‘ Mähernten sind leider an der Tagesordnung. Die Nothlage dauert auch bei uns noch fort. Im letzten Jahre ging die Ernte theilweise verloren, woran Regen und Feldmäuse die Schuld trugen. Diese Mager kommen, wenn der Reis schön auf dem Halme steht, aus ihren Wäldern hervor und in zwei Nächten fressen sie einen Hektar Land bis auf's nackte Stroh ab. So hatte denn die große Mehrzahl meiner Eingeborenen schon zu Anfang Januar ihren letzten Napf Reis gegessen. Und doch ist die Ernte erst gegen Ende Juni möglich! Während dieser fünf Monate haben sie sich von Wurzeln genährt, oder haben zu hohen Zinsen Schulden bei den Kaufleuten gemacht. Dieses Jahr ist besonders hart gewesen, denn auch in der Ebene ist die Ernte theilweise zu Grunde gegangen. Dank der Freigebigkeit Msgr. Puginier's und einigen Almosen konnte ich allerdings meinen Dürftigen mit 2000 Franken aushelfen; aber das ist nicht viel für 2000 Menschen, die bis zum Juni auf die Ernte warten müssen. Auch den Heiden konnten wir einigemal unter die Arme greifen und ihnen zu verstehen geben, daß wir eine Religion der Liebe predigten. Es wäre jedoch unrichtig, wenn man die jetzige Bewegung zum Christenthum mit diesem Nothstand in Verbindung bringen wollte. Wie oft muß ich hören: ‚Wenn wir erst die Ernte eingebracht haben, dann wollen wir uns unterrichten lassen; jetzt müssen wir im Walde nach Wurzeln graben und in die Ebene hinabsteigen, um Reis zu kaufen, und so haben wir keine Zeit zum Studiren.‘ Der eigentliche Beweggrund, sich uns zu nähern, scheint also nicht die Aussicht auf ein Almosen zu sein, sondern sie glauben bei uns eben einigen Schutz gegen die Willkür der Beamten und die Rücksichtslosigkeit ihrer Gläubiger zu finden, denn sie wissen, daß wir sie lieben und ihnen helfen, so viel wir können.“

Es sind das allerdings noch keine übernatürlichen Beweggründe. Aber was will man für den ersten Anfang von solchen armen Wilden mehr erwarten? Haben sie einmal eine Zeitlang der Predigt und dem Katechismus beigewohnt, und wissen sie die Gebete, so lernen sie schon die Wahrheit unserer heiligen

Höhe vor. In feuchten Distrikten bilden sie das ganze Jahr hindurch eine Plage, in trockeneren nur zur Regenzeit. Sie sind außerordentlich flink in ihren Bewegungen, wittern förmlich die Nähe guter Beute und lassen sich entweder von den Bäumen auf die Vorübergehenden herabfallen, oder schnellen von den Seiten heran. Wie der Reisende Emarda erzählt, der auf Ceylon viel von ihnen gepeinigt wurde, fand er oft am Bunde seiner dicken Strümpfe ein Duzend dieser Thiere bemüht, durchzubringen. Die Wilden wissen sie geschickt abzustreifen, oder im Nothfall mit dem Saft ihres Betels zu vertreiben. Trotz aller Vorsicht setzen sie sich in Nacken, Haare u. s. w. Auch europäischen Truppen sind sie wiederholt recht hinderlich geworden. Am wenigsten hat der Erste in der Reihe zu leiden, weil er zunächst ihren Instinkt bloß rege macht.

¹ Gegen Ende des letzten Jahres, kurz vor der Verfolgung, reisten noch mehrere Missionäre in das Laosgebiet ab. Über ihre weiteren Schicksale ist uns noch nichts bekannt.

² Diese Landblutegel, besonders häufig auf Ceylon (daher *Hirudo ceylanica*), kommen in großen Schwärmen nicht nur im heißen Tiefland, sondern auch in den Bergen bis zu beträchtlicher

Religion verstehen und gelangen vor ihrer Taufe zu einer festen, wohlbegründeten Überzeugung.

Übrigens darf man nicht glauben, daß gar keine wider-spensigen Elemente vorhanden seien. Im Stamme der Mat hatten 35 Häuser sich zum Unterrichte gemeldet. Aber die Angesehensten des Stammes erschienen mit 150 Bewaffneten, verjagten den Katechisten und trieben dem Ortsvorstand seine Ochsen weg, ohne daß auf meine dießbezüglichen Beschwerden vom Mandarin etwas geschehen wäre. Ein anderes Mal tödteten Räuber mit ihren vergifteten Pfeilen einen Mann unmittelbar neben P. Pinabels Wohnung und verwundeten zwei andere. Der Missionär mußte die Stammesangehörigen des Thäters zu bewegen, ein Wehrgeld zu bezahlen und auch einige andere Vergewaltigungen gütlich zu bereinigen.

Nachdem wir so aus dem Munde des Missionärs selbst die örtlichen Verhältnisse und erfreulichen Erfolge vernommen haben, werden wir mit um so besserem Verständniß der Erzählung seiner jüngsten Erlebnisse folgen können, in welcher er seinem Obern den Untergang dieser Mission darlegt. P. Pinabel schreibt an P. Delpech, Director des Pariser Missionsseminars unter dem 24. Januar 1884:

„Die letzten Vorkommnisse in unserer jungen Laosmission sind, scheint mir, so bedeutsamer Natur, daß ich Ihnen unverweilt die näheren Einzelheiten darüber, soweit mir dieselben bekannt sind, mittheilen will, und wäre es auch nur, um uns und unseren neuen Christen die Gebete frommer Seelen zuzuwenden. Da ich selber erst seit einigen Tagen aus den Händen der Banden befreit worden bin, die das Land hier unsicher machen, so kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nichts über die Leiden unseres guten Obern, P. Gélot's, und meiner geliebten Mitbrüder schreiben. Seit dem Beginn der Unruhen sind eben die Verbindungen vielfach unterbrochen und der Briefverkehr nahezu unmöglich. Deshalb bin ich gezwungen, Ihnen fast ausschließlich von mir zu erzählen. Später, wenn ich genauere Nachrichten habe, werde ich nicht unterlassen, Ihnen dieselben sofort zugehen zu lassen.

Am 3. December hatte ich das Glück, drei Mitbrüder in mein Haus aufzunehmen, welche für die Laosmission bestimmt waren, die PP. Antoine, Rival und Manissol. Die zwei letzteren hätten eigentlich dem Laufe des Flusses Ma folgen sollen, um sich zu P. Gélot zu begeben; allein sie hatten vorgezogen, einen Umweg zu machen, weil beunruhigende Gerüchte sie bereits zur Vorsicht mahnten. Sie brachten nun acht Tage bei mir zu und glaubten dann ihre Reise fortsetzen zu können; denn das Land lag damals noch im Frieden. Um den 20. December meldete mir ein Brief von einem annamitischen Priester, der meinem Sprengel zunächst wohnt, Folgendes: Vater, die Mandarine regen sich; in drei Unterpräfekturen haben sie sich zusammengethan; alle Bezirke, alle Gemeinden heben Soldaten aus. Ist es, um Ihre Christen niederzumachen? oder will man mein Viertel überfallen? Ich weiß es nicht; aber ich zeige es Ihnen an, damit Sie Ihre Vorsichtsmaßregeln treffen.‘ Beinahe zur selben Zeit erhielt ich auf verschiedenen Wegen Kunde, es sammelten sich Räuberbanden im Lande, jede von beiläufig hundert Mann, unter der Führung gewisser Hauptdiebe, die auch als solche seit Langem bekannt sind und jetzt von den Großmandarinen der Provinz, vielleicht sogar von der Hauptstadt, in Dienst genommen wurden. Eine Bande sollte die Unterpräfektur Schau-hoa, wo P. Gélot wohnt, verheeren, zwei andere über die Unterpräfektur Lang-schanh herfallen, wo ich mit P. Antoine und Séguret wohnte. So die ersten Nachrichten. Die Ereignisse entwickelten sich nun rasch. Ich glaube versichern zu können, daß die Mitbrüder von Schau-hoa noch vor Weihnachten angegriffen, die Häuser in Brand gesteckt und die neuen Christen zerstreut worden sind. In denselben Tagen wurden zwei Bauerschaften meines Bezirkes, in denen vielleicht 200 Katechumenen wohnten,

eine Beute der Räuber; einer meiner Katechisten, Bao genannt, wurde gefangen und geköpft. Trotz der schon herrschenden Unruhen konnte ich doch noch 22 Erwachsene und zehn Kinder taufen. Auch traf ich noch meine Vorbereitungen zur feierlichen Taufe von mehr als 200 Personen; allein dazu kam ich nicht mehr. Von allen Seiten empfing ich Briefe, die mir das Vorstehen großer Unglücksfälle ankündigten. P. Séguret schrieb mir: ‚Ich kann die Bevölkerung nicht mehr zusammenhalten. Alles flieht in die Berge. Wir selber, mußten, was wir an Kostbarkeiten hatten, zu verstecken suchen. Meine Katechisten, die sich auf verschiedene Ortschaften vertheilen, berichten mir ganz ähnlich und betrachten den Untergang unserer kleinen Mission als sicher.‘ Ich suchte Alle zu trösten; indeß war ich selbst nicht ohne Unruhe. Ich spielte wohl den Tapferen, um der guten Stimmung keinen Eintrag zu thun; aber ich brachte die Nächte schlaflos zu und ‚sah‘, wie es in einem annamitischen Sprichwort heißt, ‚das Essen schlecht und den Schlaf unerquicklich.‘ Leider waren meine Besorgnisse nur zu gegründet. Am 26. December brannte eine Rote von Strolchen mehrere Häuser nieder und plünderte ein ganzes Häuserviertel in meinem Bezirke, eine Stunde weit von meinem Wohnort. Zwei meiner Katechisten, die in ihre Hände fielen, wurden enthauptet. Jetzt hätte ich noch fliehen und auf annamitisches Gebiet nach der Ebene entkommen können. Allein ich zog es vor, meinen Neubekehrten zu sagen: ‚Wir haben in Friedenszeit mit euch gelebt; ich will euch im Unglück nicht verlassen: seid also überzeugt, daß wir im Leben wie im Tode bei euch bleiben; der Hirt wird seine Heerde nicht verlassen.‘ Am 1. Januar hatte ich das Glück, noch die heilige Messe lesen zu können, und meine neuen Christen wohnten derselben, die Waffen in der Hand, mit großer Andacht bei. Gegen Mittag benachrichtigte uns ein Flintenschuß der Schildwachen, von dem Herannahen des Feindes. Wir eilten voran, um ihn zurückzutreiben; aber wir waren einer gegen zwanzig und die Räuber kamen von drei Seiten zugleich. Nach einem halbstündigen Gefechte war denn auch die Flucht eine allgemeine. Der Feind zündete zwei unserer Kirchen an, plünderte meine Wohnung und ebenso an zehn Häuser der Eingebornen. Mit fünf meiner Eingebornen und zwei annamitischen Christen machte ich mich auf den Weg in die Berge. Oft mußten wir durch fast undurchbringliches Dickicht, wo unser Vorankommen eher ein Kriechen als ein Gehen zu nennen war. Gegen Abend glaubten wir schon weit weg zu sein, allein bald merkten wir, daß wir uns keine Viertelmeile von den Plünderern befanden, welche eben ein Dorf am Walbrande ausraubten und anzündeten. Einer meiner Diener, der sich am Fuße verletzt hatte, konnte uns unglücklicherweise nur von ferne folgen, weil er da und dort stehen blieb, um die Blutegel zu entfernen, die sich an seiner Wunde ansetzten. Er verlor uns einige Augenblicke aus den Augen und schlug in Folge dessen eine verkehrte Richtung, nämlich gerade nach dem vorhin erwähnten Dorfe ein. Wir gaben uns alle Mühe, ihn zurückzurufen, allein vergebens; er fiel den Räubern in die Hände, und man schnitt ihm den Kopf ab. Auch wir wurden von ihnen bemerkt und sie schickten sich an, uns zu verfolgen. Wir verbargen uns sogleich, so tief wir konnten, in's Gebüsch, und da es allmählich Nacht wurde, wagten sie nicht, uns länger zu beunruhigen. Trotz der großen Dunkelheit, die im Walde herrschte, setzten wir unsere Flucht noch bis gegen 9 Uhr Abends fort. Ganz erschöpft vor Müdigkeit, ruhten wir einige Augenblicke aus, als wir in das ausgetrocknete Bett eines kleinen Wildbachs gekommen waren, und wagten es auch, ein kleines Feuer anzuzünden, um uns etwas zu erwärmen. Von einer Abendmahlzeit konnte natürlich keine Rede sein; denn Lebensmittel hatten wir nicht mitgenommen. So saßen wir schon etwa eine Stunde da, als wir plötzlich eine Fackel auf uns zukommen sahen. Wir glaubten erst, es sei der Feind, der uns verfolgen; aber nach einigen Augenblicken der Ungewißheit erkannten wir zu unserer Freude, daß es einer unserer Katechumenen sei, der sich ebenfalls auf der Flucht befand. Wie wir hörten, hatte er seit Morgen nichts gegessen, war jedoch gerne erbötig, uns noch

ein Stück in den Wald hineinzuführen, damit wir etwas weiter von den Räubern wegkämen. Gegen Mitternacht konnte unsere kleine Schaar nicht mehr voran. Wir zündeten wiederum ein hübsches Feuer am Ufer des Waldbaches an und Alle legten sich rings um die Gluth, zum Lager die Steine und zur Decke den Himmel. Der Schutengel wachte über uns. Ich schlief ruhig bis gegen Morgen. Mit Tagesanbruch aber mußten wir uns wieder auf den Weg machen, um dem Feinde zu entkommen, und vornehmlich, um eine Hütte von Wilden zu suchen, wo man uns etwas Reis verschaffen konnte. Nach mehr als dreistündigem Marsche in dem Flußbett zwangen uns Hunger und Ermüdung, wieder Halt zu machen. Wir fanden einige Palmbaumfrüchte, was eine allgemeine Freude verursachte. Einer las die Früchte auf, ein Anderer sammelte trockenes Holz, ein Dritter schnitt Bambusrohre ab, die er mit Wasser füllte. Man bediente sich dieser hohlen Bambusstücke wie eines Topfes, um darin die Früchte zu kochen. Bald ist das Frühstück fertig, und die gesottenen Früchte sind im Handumdrehen verschwunden. Der Hunger war nun wenigstens einigermaßen beschwichtigt. Nach diesem unserem Frühstück mußten wir wieder nach einer Hütte spähen und einige Wilde anzutreffen suchen, wenn wir uns nicht dem Hungertode aussetzen

wollten. In dem Bette des Baches weiter hinaufzugehen und uns noch tiefer in das Gebirge hineinzuschlagen, war unnütz, weil auf dieser Seite kein Dorf mehr war. Gingen wir hier weiter, so trafen wir sicher keine Wilden mehr an. Dagegen war es auch ziemlich gefährlich, das Flußbett wieder hinabzusteigen, denn wir näherten uns den Räubern, welche den Wald durchkulten, um sich der da und dort versteckten Werthsachen zu bemächtigen. Indessen entschied ich mich dafür, mit meinem kleinen Haufen eine Strecke weit hinabzusteigen. Vielleicht, dachte ich, wird die gütige Vorsehung uns den einen oder andern unserer Katechumenen zuführen. Die Noth verlieh uns Kraft und unsere Hoffnung täuschte uns nicht. Ich betete aus ganzem Herzen das Vaterunser und wiederholte dabei die vierte Bitte „Unser tägliches Brod gib uns heute!“ Nach einer Stunde Weges in dem Strombett, waren wir so glücklich, einen Wilden anzutreffen, den ich einige Tage vorher getauft hatte. Er hatte noch etwas gekochten Reis bei sich, den er uns gab; wir theilten sogleich und jeder bekam etwa so viel, wie die Größe eines Eis beträgt. Darauf führte er uns in seine Hütte, welche in einiger Entfernung im Berge lag. Die Freude, wieder ein Obdach, ein warmes Feuer und eine gute Portion Reis zu finden, ließ uns alle ausgedehnten



Ein Laos-Dorf in Annam.

Mühen vergessen und jeder begann von den Erlebnissen und Unfällen des vorhergegangenen Tages zu erzählen.

Die Freude sollte aber nicht von langer Dauer sein. Am Abend kam ganz außer Athem ein Neffe unseres Wilden herangeläufen. Lange konnte er vor Erregung kein Wort hervorbringen; endlich sagte er: „Auf meinem Wege begegnete ich einem der Leute des Paters — er heißt Phuong — und bin meinen Weg wieder zurückgegangen, weil ich ihn nach Rongkat, das weit weg liegt, führen wollte. Ich meinte, dorthin habe sich der Pater zurückgezogen. Unterwegs sind wir von den Räubern aufgefangen worden, die uns gebunden haben. Sie haben mich gefragt, wo der Pater sei; sie sagten auch, unser Haus müsse es in Zukunft mit den Räubern halten; hernach haben sie mich freigelassen, aber den Katechisten haben sie behalten.“ Der Letztere ist, wie wir nachträglich erfuhren, ebenfalls enthauptet worden.

Die erhaltene Nachricht erfüllte uns mit Traurigkeit und mit Unruhe für die Zukunft. Unser Wirth besonders war außer sich vor Bestürzung. Also selbst in seiner entlegenen Hütte war er nicht mehr sicher. Fanden die Banditen den Priester bei ihm versteckt, so war sein Tod gewiß. Zudem waren wir auch viel zu zahlreich; in

kurzer Zeit mußte uns der Reis ausgehen. Nach langem Hin- und Her-Überlegen wurde beschlossen, wir sollten einstweilen noch beisammen bleiben. Am nächsten Morgen sollten zwei von den Wilden, die bei uns waren, eine Quantität Reis holen, die ich in einem Berge versteckt hatte, vorausgesetzt, daß die Räuber ihn nicht schon gefunden hatten. Ferner sollten wir über Tags die Hütte verlassen und uns an verschiedenen Orten verbergen und erst am Abend zur Essenszeit wieder kommen. Nach dieser Berathschlagung überließen wir uns dem Schlummer.

Am andern Morgen gingen zwei von den Wilden aus, den Reis zu suchen. Die zwei andern entfernten sich unter verschiedenen Vorwänden; sie suchten ihre Weiber und Kinder auf, die an einer anderen Stelle des Berges verborgen waren. Als ich mich mit meinen Leuten allein sah, begann ich zu vermuthen, daß uns die Wilden vielleicht im Stich lassen würden. Wir zählten die Stunden und der Mittag kam; aber keiner kehrte zurück. Am Abend waren wir noch immer allein. Jetzt war mir klar, die Wilden waren, ohne uns ein Wort davon zu sagen, aus Furcht davongelaufen. Wir waren sehr unruhig; denn der Reis ging uns allmählich aus und wir

mußten den Weg nicht genug, um uns über's Gebirge nach der annamitischen Ebene zu wagen. Wir kannten nur die gewöhnlich von den Reisenden benützte Straße; aber diese durften wir nicht nehmen, weil sie ganz von den Räubern besetzt war. Ich beschloß, so lang als möglich im Gebirge zu bleiben und erst im Augenblicke, wo wir keine Aussicht auf Hilfe hätten, uns wegzubegeben. Es blieben uns noch etwa drei Maß Reis, ein wenig gedörrter Fisch und vier Hühner. Damit der Reis länger ausreichen möge, suchten wir im Walde nach Palmsrüchten und brachten so den 3. und 4. Januar glücklich herum. Am Abend des letzteren Tages blieb uns nur noch eine kleine Mahlzeit aus Reis. Wir mußten uns somit dazu entschließen, am nächsten Morgen weiterzuziehen, weil alle Wilden ihre Dörfer verlassen hatten und geflohen waren. Samstag den 5., in der Frühe, brachen wir auf, nachdem wir uns inständig der Mutter Gottes und dem heiligen Schutengel empfohlen hatten. Das Wetter war kalt und regnerisch; so mußten wir allerdings voraussichtlich ganz durchnäßt werden; allein so liefen wir weniger Gefahr, unseren Verfolgern zu begegnen. Es ist mir unmöglich, zu sagen, wie viel wir während dieses Tages gelitten haben. Unsere Furcht war eine beständige, weil wir nothgedrungen an den Dörfern

und Orten vorbeimußten, die von den Räubern besetzt waren. Es genügte, daß uns ein Kind begegnete, um unsere Gefangennehmung herbeizuführen. Wir waren somit gezwungen, beständig durch fast undurchdringliches Dickicht zu gehen; zahllose Blutegel fielen von den Zweigen auf uns herunter, ohne daß wir Zeit gehabt hätten, uns ihrer zu entledigen. Unglücklicherweise verirrtten wir uns noch dazu zu wiederholten Malen. Einmal wären wir beinahe in ein Dorf gerathen, das ein wahres Rebellenest war. Wir mußten lange nach dem Wege suchen, und da ich noch einen Compaß bei mir hatte, traf ich auch ungefähr die Richtung. Nachdem wir wieder etwas gegangen waren, stießen wir auf einen kleinen Bach, dessen Lauf uns den Weg anzeigte, und sogleich gedachten wir, in denselben hinabzusteigen, um unsern Weg weniger mühsam zu machen. Die Ufer des Baches waren aber dermaßen mit dichtem Gebüsch besetzt, daß wir noch etwas weiter vorangehen mußten. Und dieß war für uns eine Fügung der Vorsehung; denn in demselben Augenblicke gingen etwa vierzig Räuber unter unsern Augen vorbei, die ungefähr zwölf Gefangene mit sich führten und für ihren Herausmarsch ebenfalls das Bachbett benützten. Wären wir fünf Minuten früher hinabgestiegen, so wären wir gefangen gewesen. Das Gestrüpp



Ein Baos-Fahrzeug, eine Stromschnelle passirend.

hinderte die Räuber, uns zu bemerken. Wir hörten sie über ihre Erfolge jubeln. Einer sagte: 'Zeit meines Lebens habe ich keinen so schönen Tag gehabt wie den heutigen.' Sie kamen aus meinem Wohnort, wo sie den Meßwein getrunken, mein Vieh geschlachtet und meinen Reis verzehrt hatten. Ich wünschte ihnen im Stillen eine gute Reise, und sobald sie verschwunden waren, stiegen wir selbst im Lauffschritt durch das Minnsal abwärts. Wir hatten endlich unsern Weg wiedergefunden und waren jetzt beinahe in Sicherheit. Es blieb uns aber noch eine gute Strecke zu gehen. Ich gedachte nämlich bei einem Dorfe einzutreffen, wo ich einen christlichen annamitischen Kaufmann kannte, der uns dann mit Reis aushelfen konnte. Unser Marsch war mühevoll; wir mußten durch einen eiskalten Bach gehen, in dem uns das Wasser bis an den Gürtel reichte. Beim Einbruch der Nacht beschloßen wir, gänzlich erschöpft wie wir waren, uns an den Ufern des Baches hinzulegen, wo wir rasch ein Feuer anzündeten. Es blieb uns für sieben Personen noch so viel Reis, als etwa zur Mahlzeit eines Kindes reichte, und einige gefasene Fische. Während die Einen das Feuer ansachten, hieben die Stärksten Bambusstämme um, die zur Anfertigung von zwei kleinen Flößen dienen sollten.

Auf diesen hofften wir dann am nächsten Morgen ohne große Gefahren den Fluß hinabkommen zu können. Wirklich vertrauten wir uns, nachdem wir eine ziemlich ungemüthliche Nacht auf den Kieselsteinen zugebracht hatten, den Flößen an, und gegen 10 Uhr — es war am Feste der Erscheinung des Herrn — langten wir in der Nähe des Dorfes an, indem ich den christlichen Kaufmann zu finden hoffte. Wie groß war meine Enttäuschung, als ich erfuhr, daß die Räuber ihn einige Tage vorher aufgesucht und zweimal schon angebunden hatten, um ihn zu tödten. Schließlich hatten sie ihm das Leben geschenkt, worauf er, von Schrecken erfaßt, nach der Ebene entflohen war. Die Leute im Dorfe, sämmtlich Heiden, wollten uns auch kein Körnchen Reis verkaufen, und so mußten wir sogleich weiterziehen. Etwas weiter unten begegneten wir einem gutgesinnten Heiden, der sich dazu verstand, uns Reis zu liefern, und sogar für denselben keine Bezahlung annahm. Möge ihm der liebe Gott dieses Werk der Barmherzigkeit vergelten! Noch blieb uns eine kleine Tagfahrt auf dem Flusse, um bis zu einem Dorfe in der Ebene zu gelangen. Allein unsere schlecht gebauten Flöße waren der Strömung und den zahlreichen Stromschnellen nicht gewachsen. Durch einen glücklichen Zufall, oder viel-

mehr Dank der Vorsehung, fanden wir eine Barke, welche eben in die Ebene zurückkehrte, und ihr Besitzer willigte ein, uns aufzunehmen. Wir fuhren freudig und schnell den Fluß hinunter, als wir nach ungefähr einer Stunde am Ufer des Flusses bei 50 Soldaten und einen Mandarin bemerkten. Wir verbargen uns auf dem Boden der Barke. Aber der Mandarin zwang den Eigenthümer, zu landen, und ordnete eine regelrechte Untersuchung an. Eine neue Prüfung stand uns bevor: wir waren verrathen und entdeckt. Die Soldaten kommen sofort auf's Schiff, bemächtigen sich unser, binden uns fest und nehmen uns das Wenige, was wir an Geld und Habseligkeiten noch hatten. Ich trug noch die Hostienkapsel am Halse, in welche ich eine Reliquie vom wahren Kreuze eingeschlossen hatte. Alles wurde mir genommen, sogar mein Turban. Der Mandarin wollte uns sogleich den Kopf abschlagen lassen, und ich glaubte, unser letzter Augenblick sei gekommen. Ich ertheilte allen meinen Leuten die Generalabsolution und bot Jesu Christo mein Blut für die Mission dar. Aber ein nicht so grausamer Unterbeamte sagte zu dem Anführer: „Wenn diese Leute schuldig sind, wird der Gouverneur der Provinz sie wohl verurtheilen; aber es ist nicht gut, sie ohne Gericht zu tödten.“ Dieses Wort war unser Heil. Der Mandarin fertigte ein Willekt aus, das abging und worin gesagt wurde, er habe einen Europäer und fünf Annamiten aufgegriffen und überliefere sie hiermit dem Unterpräfekten. Ein Offizier und etwa 30 Soldaten sollten uns hinbringen. Nach zwei Stunden mühsamen Marsches gelangten wir zu dem Dorfe des Offiziers, der, wie auch die Soldaten, seiner Abkunft nach ein Laos war. Hier vertauschte man unsere Stricke mit leichten Rangs aus Bambusstäben, die an der nächsten Hecke abgeschnitten wurden. Man gab uns dann eine reichliche Mahlzeit und wir konnten ohne weitere Störung ausruhen. Ich war jetzt bedeutend gefasster als an den vorhergehenden Tagen, denn ich konnte mich nun einzig den Händen der Vorsehung überlassen. Von Ermüdung entkräftet, schlief ich bald ein. Am nächsten Morgen begann ein dreitägiger, sehr mühsamer Marsch zu Fuß. Auf demselben hatten wir manche Unbilden und Redereien zu ertragen. Die Soldaten benahmen sich im Allgemeinen gut. Die heidnische Bevölkerung drängte sich um uns her, jedoch mehr aus Neugierde als aus Haß. Auch hatten wir nicht viel Hunger zu leiden, ausgenommen an einem Tage, wo unser Abendessen bis 1 Uhr in der Nacht verschoben wurde. Dagegen war die Kälte sehr empfindlich. Wir gingen barhaupt und waren nur mit einem leichten Gewande bekleidet; denn alles Übrige hatte man uns genommen. Ich allein konnte einen Bettlerhut erlangen, um mich ein wenig vor dem Regen und, wenn es nöthig wurde, vor der Sonne zu schützen. Da unsere Füße in Folge der Kälte anschwellen, wurde uns das Gehen überaus beschwerlich. Schon am zweiten Tage mußte einer meiner Katechisten im Reiz mitgetragen werden, ich selbst war am dritten Tage ebenso marschunfähig. Der liebe Gott kam uns zu Hilfe. Am Morgen unseres dritten Marschtages gelangten wir ziemlich nahe an das Christendorf Ke-Va. Wie groß war unsere Freude, als wir vernahmen, daß einige Männer und Frauen in ihrer Anhänglichkeit uns hier besuchen würden! Der Anführer der Soldaten wollte es ihnen anfänglich nicht gestatten; dann erlaubte er es doch, aber er mußte bei dem Besuche zugegen sein. Während sie nun durch ihre Worte und ihre Thränen bewiesen, wie sehr sie an unseren Leiden Antheil nahmen, setzte ich ihnen unsere ganze Lage auseinander und trug ihnen auf, nach Hause zurückzukehren und uns ein paar Kleider zu besorgen. Aber das war schwer, denn das ganze Dorf war geflüchtet. Da beraubten sich die guten Leute selbst eines Theiles ihrer Kleider und ihrer Turbane, und gaben sie uns. Eine Person aus dieser Gemeinde opferte sich auf und folgte uns, um uns die Küche zu besorgen und unsere Kleider zu waschen. Die Christen lieferten uns auch Geld und Reis; ich nahm ihre Gaben dankbar an. Sie weinten vor Mitleid; ich hätte vor Freuden weinen mögen. Wie schön ist doch unsere heilige Religion! Zugleich mit den Christen fand ich auch wieder Mitleid, Nächstenliebe und Hingebung. An

den vorhergehenden Tagen hatte ich nur Kälte, Verachtung, Härte gesehen.

Wenn wir der gewöhnlichen Straße folgten, mußten wir nothwendigerweise gerade vor dem christlichen Dorf Va, in dessen Nähe wir uns jetzt befanden, vorüberziehen. Aber die Soldaten, die einen Befreiungsversuch von Seite der Christen fürchteten, ließen uns einen Umweg einschlagen. Doch verhinderte dieß nicht, daß die ganze Gemeinde sich zu unserer Begrüßung einfand. Männer, Weiber, Kinder, mitten in den Feldern knieend, weinten laut und bezeugten uns so ihre Bereitwilligkeit, uns zu unterstützen. Ich tröstete sie, ermahnte sie zum Vertrauen und Gebet, besonders zum fleißigen Gebrauch des Rosenkranzes, und setzte dann meinen Weg fort. Nur mit Mühe vermochte ich meine Thränen zurückzuhalten und meine innere Bewegung zu verbergen. Es waren aber Thränen der Freude, nicht der Betrübnis, die mir in die Augen traten, und ich hätte meinen Kram nicht mit einer goldenen Halskette vertauscht. Mittwoch Abend den 9. Januar, gelangten wir bei dem Unterpräfekten an. Er empfing uns kalt, aber in ziemlich anständiger Weise und ließ uns eine Mahlzeit herrichten. Noch an demselben Abend ließ er mich vor sich kommen und sagte mir, er wolle uns zu den hohen Mandarinen in die Stadt führen lassen; übrigens hätten wir gar nichts zu fürchten, denn dieselben würden uns kein Leid anthun. Ich bat vergebens, man möchte unsere Abreise bis zum nächsten Tage verschieben. Der Mandarin überließ uns eine Barke, auf der wir die Nacht verbringen sollten. Von einigen Soldaten und deren Anführer begleitet, kamen wir früh in der Stadt an. Ich muß gestehen, daß ich während dieser Nacht wenig geschlafen habe; denn vielerlei Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich wußte, daß unsere ganze Mission im Laosgebiete verwüdet war. Unterwegs sagte man, einige Missionäre seien wahrscheinlich niedergemacht worden. Mehrere Christendörfer waren, wie ich hören mußte, geplündert worden und Hunderte von Christen, nebst einem annamitischen Priester, noch vor wenigen Tagen in derselben Provinz hingemeßelt. Lag da nicht der Gedanke nahe, daß die Mandarine auch mit uns kurzen Proceß machen würden? — Nachdem wir gefrühstückt, wurden wir in die Stadt und zur Citabelle geführt. Die Straßen waren zu eng für die Masse der Neugierigen, die sich hinter uns her drängten. Auch einige Christen befanden sich in der Menge, die sehen wollten, wie die Sache ausgehen werde. Sie dachten durchgängig und sagten es auch laut: „Es ist vorbei mit ihnen! Man wird sie enthaupten.“ Nach mehrstündigem Warten in der Citabelle sahen wir endlich den Mandarin der Gerechtigkeit erscheinen. Er ließ mich näher kommen und zu seiner Seite, etwas tiefer als er, Platz nehmen. Er bot mir auch Thee an und benahm sich überhaupt höflich. Ich wurde nun überzeugt, daß wir außer Gefahr waren. Er stellte auch gar kein eigentliches Verhör an, sondern begnügte sich damit, mir die Meinung beizubringen, daß die höheren Beamten überhaupt an den vorgefallenen Greueln unschuldig seien, daß sie die Schuldigen aufgreifen würden, und was dergleichen mehr ist. Ich wußte allerdings, was ich von all dem zu halten hatte; indessen ließ ich ihn durch ausweichende Antworten in dem Glauben, als hege ich keinen Verdacht gegen die Mandarine und als rechne ich darauf, Gerechtigkeit zu erlangen. Nach einer Unterhaltung von einer halben Stunde erbat ich mir von dem Mandarin einen Paß, um die Provinz verlassen und nach dem Colleg von Phuc-Nhac, in der Provinz Ninh-Binh (vgl. die Karte auf S. 61), zurückkehren zu können. Er fertigte mir den Schein aus und ich zog mich in ein christliches Haus in der Stadt zurück, wo ich endlich wieder einmal einen Abend und eine Nacht ruhig zubringen konnte. Von Herzen dankte ich Gott für den sichtlichen Schutz, den er uns hatte angedeihen lassen. Am nächsten Tag in der Frühe, einem Freitag, reisten wir auf dem Landwege ab, und Samstag Abend langte ich in der Provinz Ninh-Binh an, in der Pfarrei Phat-Diam, wo ich zu meiner Überraschung schon P. Dumoulin, den Obern des Collegs von Phuc-Nhac, antraf. Derselbe hatte von meiner Ankunft gehört und die Güte gehabt, mir entgegen-

zukommen. Am Sonntag befand ich mich wiederum im Colleg inmitten meiner lieben Mitbrüder.

Dies ist der gegenwärtige Stand unserer Mission unter den Laos. Welch eine Prüfung für kaum gewonnene Christen! Sie sind in die Berge gesprengt und können ihre Felder nicht besäen. Zudem haben sie ihre Ochsen, deren sie zur Feldarbeit bedurften, verloren. Auf den Krieg wird die Hungersnoth folgen, und es steht sehr zu fürchten, daß viele, die im Unterricht befindlich waren, zum Heidenthum zurückkehren. Unsere Christen werden vielleicht auch zu andern, noch heidnischen Stämmen flüchten müssen, um irgendwie die Mittel zu ihrem Unterhalt zu finden, und so wird man wieder von vorne anzufangen haben. Möge der liebe Gott gnädig die Stimme des Blutes derer hören, die unter dem Schwerte des Henkers gefallen sind! Was mich betrifft, so will ich leben und sterben für diese Mission, der ich mich aus Gehorsam gegen unsern verehrten apostolischen Vikar mit Freuden gewidmet habe. Ich kenne die materiellen

Verluste noch nicht, aber ich bin nahezu sicher, daß Alles vernichtet ist. Was mich angeht, so habe ich für etwa 2000 Frs. verloren, da natürlich auch alle dem Gottesdienst dienenden Gegenstände, besonders die heiligen Gewänder, dem Raube verfallen sind. In meinem Distrikt allein müssen sich die Verluste auf 7—8000 Frs. belaufen. Ich hoffe, das Werk der Glaubensverbreitung und edelmüthige Seelen werden uns helfen, diese Ruinen wieder aufzurichten."

Eben, da der Druck dieser Nummer beginnen soll, erhalten wir noch Kenntniß von folgendem Telegramm des apostol. Vikars Puginier an den hochw. P. Lefseur, Director des Seminars der auswärtigen Missionen: „PP. Gélot, Rival, Séguret, Antoine, Manissol und dreißig Katechisten im tongkinesischen Laosgebiet ermordet."

Yünnan.

2. Ältere Reisen im Innern Yünnans.

Die gewaltigste Macht, welche im Mittelalter unter einem einheitlichen Scepter alle Länderstrecken von den Ostküsten des asiatischen Festlandes bis nach Europa hin umfaßte, begann im 12. und erreichte ihren Höhepunkt im 13. Jahrhundert. Dießmal waren es nicht die Chinesen, welche, wie unter den Dynastien der Han und der Tang, auf schnellen Eroberungszügen ihre Herrschaft bis an das kaspische Meer ausdehnten, sondern aus den Steppen Central-Asiens erhob sich ein Volk, welches bald zu einer Alles vor sich niederreißenden Sturmwelle anschwell und sich einerseits über das ganze chinesische Reich, andererseits gegen Europa hin ergoß und ein Reich in's Dasein rief, wie es in gleichem Umfang niemals, weder vorher noch nachher, bestanden hat. Es war das gewaltige Mongolenreich. Ein frisches neues Leben durchzuckte die Glieder des alten morischen Ländergebietes im fernsten Osten, und mit jugendlicher Kraft erhob es sich aus seiner tausendjährigen Abgeschiedenheit. Die Kunde von dem märchenhaften Zauber dieser erwachenden Thatkraft wußte über Persien, Constantinopel bis zum entferntesten Westen der christlichen Staaten vorzudringen, und veranlaßte wissensdurstige Männer, Herd und Heimath zu verlassen, um auf den von Europäern zuvor nie betretenen Wegen eine Wanderung nach dem Mittelpunkt der östlichen Herrlichkeiten anzutreten.

Zu diesen muthigen Reisenden gehört an erster Stelle der Venetianer Marco Polo. Seine Reisen sind indeß durch ihre zahlreichen Bearbeitungen zu bekannt geworden, um hier weiträufig erzählt zu werden. Wir wollen darum nur einige Notizen von diesem Manne geben, um uns dann etwas länger bei seiner Reise durch Yünnan aufzuhalten. Marco Polo war 17 Jahre alt, als er in Begleitung seines Vaters Nicolo und seines Onkels Maffeo von Venedig aufbrach. Der Weg, welchen er einschlug, führte über Mossul und Bagdad nach Hormuz. Wahrscheinlich wollten sie hier den Seeweg antreten, schlugen aber doch wieder den Landweg ein, gingen über Choraan, die Pamirpässe nach dem damals blühenden oasenreichen Kaschgar, Yarkand und Khotan; in letzteren Städten fanden sie nestorianische Christen.

Von Khotan aus schlugen sie den Weg am Südrand des Tarym-Beckens ein, kamen nach beschwerlichem Wüsten-

marische nach Kantschu-fu und fanden dort drei schöne Kirchen der Nestorianer. Von hier gingen die Reisenden auf einem nördlichen Weg nach Shang-fu, der Sommerresidenz von Kublai-Khan, wo sie wahrscheinlich im Mai 1275 ankamen und auf das Beste aufgenommen wurden. Drei und ein halbes Jahr waren sie unterwegs gewesen, bis sie dieses Ziel erreichten. Marco erwarb sich bald die Kenntniß der nothwendigen Sprachen, erlangte schnell die Gunst des Fürsten und trat in dessen Dienst, in dem er mit steigenden Ehren 17 Jahre blieb. Während dieser Zeit unternahm er in China mehrere Reisen von solchem Umfang, wie sie seitdem kaum wiederholt worden sind. Schon die erste derselben führte ihn auf der großen Straße über Tai-yuen-fu, Singan-fu und Tsching-tu-fu nach Karaian, dem heutigen Yünnan, das im Jahre 1253 von Kublai selbst erobert worden war.

„Karaian,“ sagt Marco Polo, „ist westlich gelegen; der Groß-Khan hat seinen Sohn zum Vicekönig eingesetzt, welcher gleich seinem Vater mit Weisheit und Gerechtigkeit die Herrschaft führt. Die Hauptstadt des Königreichs heißt Jaci (das heutige Tschu-yung), ist groß und wohlhabend, voll Kaufleute und Künstler, mit einer gemischten Bevölkerung von einheimischen Götzendienern, Nestorianern und Mohammedanern. Doch machen die Ersteren die Mehrzahl aus. Als Geld cursiren bei ihnen weiße Porzellanmuscheln, die auch zum Schmuck dienen; 80 Stück haben den Preis von 1 Saggir Silber und 5 Silber-Saggir sind gleich 1 Saggir Gold. Die Salzquellen geben hier dem Könige große Einkünfte. Eben daselbst ist ein See über hundert Meilen im Umfang, sehr reich an Fischen, auch an großen. Die Einwohner essen rohes Fleisch von Vögeln, Schafen, Rindern, Büffeln, nur gesalzen und gewürzt. Verläßt man die Hauptstadt Jaci und reist 10 Tage nach Westen, so erreicht man die Provinz Karazan (das heutige Tali), welche so wie ihre Hauptstadt heißt. Die Einwohner sind Götzendiener, und das Land gehört gleichfalls dem Groß-Khan, dessen Sohn Kogacin Vicekönig ist. In den Flüssen findet man hier das Gold in kleinen und großen Stücken, auch ganze Adern davon im Gebirge. Auch haben sie dieselben Porzellanmuscheln als Münze, die ihnen aus Indien zugebracht werden. Bei ihnen gibt es große Schlangen, die 10 Spannen im Umfang haben, 10 Schritt lang sind, und so große Rachen haben, daß sie einen ganzen Mann verschlingen können. Die Pferde sind hier von einer größeren Art, und werden als Fohlen nach Indien ausgeführt. Die Einwohner haben volle Rüstungen von Büffelleber; Lanzen, Schilder, Armbrüste mit vergifteten Pfeilen. Im Fall der Gefahr sind sie indeß auch schnell bei der Hand, sich

selbst zu vergiften. Vor der Mongolenherrschaft hatten sie die grausame Gewohnheit, vornehme Gäste zu ermorden, um deren Dämon an ihre Familie zu fesseln, was Heil bringen soll. Diese furchtbare Sitte ist aber durch den Groß-Khan mit Gewalt ausgerottet worden.“

Marco Polo führt uns in seiner Beschreibung noch fünf Tagereisen weiter westlich von Talifu zur Stadt Yungtschang, die er Unciam nennt. Männer und Weiber in dieser Provinz haben den Gebrauch, ihre Zähne mit Goldplättchen zu überziehen. Die Männer tätowiren sich Arme und Beine mit schwarzen Streifen als Ehrenzeichen. Reiten, Jagen, Waffenübungen sind ihr Hauptgeschäft, indem sie den Weibern und Sklaven die Hauswirtschaft überlassen. Tempel und Götzen fehlen ihnen; sie verehren aber ihre Vorfäter, denen sie alles, was sie haben, verdanken. Im Sommer müssen Fremde und Kaufleute das Land

verlassen, um dem Tode zu entgehen. Ärzte haben sie nicht, sondern sie lassen Zauberer zum Kranken kommen und durch rauschende Musik und Tanz die bösen Dämonen beschwören. Bei Unterhandlungen, Verträgen, Schuldschreibungen haben sie den Gebrauch, einen Holzspan in zwei Theile zu spalten, und darauf die Summen durch Kerben oder Zeichen anzugeben, damit dieselben als Documente dienen, die nach Lösung der Schuld ausgetauscht werden.

Soweit der Bericht des berühmten Venetianers. Unmittelbar nach der Beschreibung der Südwest-Provinz Yünnans mit der Hauptstadt Yungtschang erzählt er die Geschichte des Feldzuges Kublai Khans, der im Jahre 1272 aus Yünnan gegen Awa vordrang. Er bespricht sein Hinabsteigen von der Gebirgsprovinz Zardandam zum Tieflande Mien oder Awa. Zwei und



Chinesische Heerberge in Yünnan.

einen halben Tag, sagt er, habe man aus der Gebirgsprovinz von Yungtschang herabzusteigen, ohne daß man irgendwo Ortschaften treffe, bevor man in die Ebene gegen Mien gelange, wo ein Marktverkehr zwischen den Bewohnern der Ebene und des Gebirgslandes gehalten zu werden pflegt. Dieses ist offenbar der Grenzmarkt zwischen dem Awa-Reiche und dem chinesischen, oberhalb Bhamo. In der Nähe davon war es, wo die Schlacht geliefert wurde, die dem Groß-Khan den Sieg gab.

Wir haben dem Berichte Marco Polo's nichts hinzuzufügen. Obwohl Zweifel an der Echtheit der Reisen unseres Venetianers entstanden, so mußte man dieselben fallen lassen, als spätere Reisenden die Richtigkeit der Aufzeichnungen bestätigten. Vier Jahrhunderte vergingen, ehe Yünnan von Europäern abermals

befucht wurde. Im Anfange des 18. Jahrhunderts betraten diesen Schauplatz die Jesuiten und erwarben sich bedeutende Verdienste um die Kenntniß desselben. Damals regierte der große Kanghi das chinesische Reich. Sein Scharfblick erkannte die Nothwendigkeit einer Kartenaufnahme des ganzen ungeheuren Gebietes. Die Jesuiten, welche ihm schon klare Beweise ihrer Tüchtigkeit in den mathematischen, astronomischen und andern Wissenschaften gegeben hatten, sollten das Riesenwerk übernehmen. Hören wir, was Richthofen über die Ausführung desselben uns mittheilt.

„Mit einem Versuch mußte das Werk eingeleitet werden. Die Jesuiten zeichneten eine Karte der Umgebung von Peking, welche dem Kaiser gefiel. Er verlangte eine Aufnahme der großen Mauer

in ähnlicher Weise durchgeführt zu sehen. Im Juli 1708 wurde sie von Bauvet, Regis und Tartour begonnen, und schon im Januar 1709 konnte dem Kaiser eine fünfzehn Fuß lange Karte des großen Bollwerks überreicht werden. . . .

Das Nächste, was dem Kaiser am Herzen lag, war die Darstellung seines Heimatlandes, der Mandchurei . . . Regis, Tartour und Frießel (gewöhnlich Frießel genannt) führten sie in der zweiten Hälfte des Jahres 1709 aus und konnten schon am 10. December desselben Jahres die Karte der Provinz Tschili beginnen, die im Juni 1710 vollendet war. . . . Im Juli 1710 mußten dieselben Patres wieder nach dem Amurland, um die Grenzgebiete gegen die Russen aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit maßten sie einen Erdbogen von sechs Breitengraden, und doch war die Karte am

14. December vollendet. Im Jahre 1711 wurden zwei Arbeiten unternommen. Regis und der neu angekommene portugiesische Jesuit Cardoso besorgten die Karte von Schantung; Tartour und Frießel, denen sich der Augustiner Bonjour angeschlossen, nahmen das Gebiet der Khatlas-Mongolen auf, gingen nach Hami und kehrten von dort auf der Reichsstraße nach Peking zurück, welches sie im Januar 1712 erreichten. Von nun an ging die Arbeit mit vermehrten Kräften und beschleunigten Schritten vorwärts. Cardoso und de Tarte übernahmen die Provinzen Schansi und Schensi, von deren jeder sie eine Karte von 10 Fuß im Quadrat anfertigten, und nachher Kwangtung und Kuangsi. De Maille, Henderer und Regis führten gemeinsam, der Reihe nach, die Karten von Honan, Kiangnan, Tschekiang und Fokien aus; Frießel und Bonjour nahmen Sutschuen auf und begannen



Chinesischer Tragsessel.

die Karte von Yunnan, die von Regis vollendet wurde, da Bonjour starb und Frießel krank wurde. Frießel und Regis endlich übernahmen Kweichow und Hukwang.

Am 1. Januar 1717 waren sämtliche Patres in Peking zurück und hatten nun noch die Karte des Reiches zusammenzustellen. Sie wurde unter Leitung von Tartour ausgeführt und im Jahr 1718 dem Kaiser überreicht. Damit war das wichtige Werk vollendet. Es umfaßte, nächst dem ganzen eigentlichen China, die Mandchurei und die Mongolei bis zur russischen Grenze. Westlich reichten die Aufnahmen zwar nur bis Hami; aber durch geschickte Benutzung von Routiers scheinen die Missionäre ein Bild von Ost-Turkestan gewonnen zu haben. Ein ganz unbekanntes Land war bisher Tibet gewesen. Der Kaiser schickte einige chinesische Astronomen hin, um es aufzunehmen. Doch erklärten die Jesuiten die Aufnahme für ungenügend und ver-

anlaßten die Aussendung einer Anzahl von ihnen selbst geschulter und in astronomischen Ortsbestimmungen unterwiesener Männer, welche den Auftrag erhielten, von Sinangfu auszugehen und eine Karte von ganz Tibet bis zu den Quellen des Ganges hin, aus welchen sie Wasser für den Kaiser mitbringen sollten, anzufertigen.

Bei dieser Gelegenheit entstand das Bild von Tibet, wie es sich auf den Karten erhalten hat und erst seit den letzten Jahren berichtigt wird. . . .

Der Werth der epochemachenden Kartenaufnahme von China durch die Jesuiten liegt nicht sowohl in der Größe des Werkes, als vielmehr darin, daß seine Ausführung überhaupt ermöglicht und bewerkstelligt wurde. Denn gesetzt, wir besäßen heute diejenige Kenntniß von China, wie sie im Jahr 1700 bestand, und es stellte sich eine Gesellschaft von acht in Ortsbestimmungen und Kartographie

wohlerfahrenen Gelehrten die Aufgabe, mit den seitdem verbesserten Mitteln eine richtige Karte von China zu construiren, so würden zwar einzelne Reiserouten besser und den heutigen Anforderungen entsprechender aufgenommen werden, als es die Jesuiten gethan haben; aber trotz der politischen Macht, welche jetzt Europa in China hat, trotz der durch besondere Verträge gewährten Erlaubniß zum Reisen wäre es heute kaum im Bereich der Möglichkeit, eine Karte von auch nur annähernder Vollständigkeit anzufertigen. . . . Es ist das Verdienst der Jesuiten damaliger Zeit, daß sie nicht nur ihren Personen, sondern auch ihrer Beschäftigung Ansehen verschafften. Nur dadurch war es möglich, daß sie alle Erleichterungen zum Reisen erhielten und als Staatsbeamte von hohem Rang überall Ansehen genossen. Sie hatten sich allein diese günstige Lage geschaffen. Aber sie verstanden sie auch zu benutzen. Sie vertheilten das Reich unter ihre Mitglieder und gingen systematisch zu Werk, so daß die scheinbare Riesearbeit in dem kurzen Zeitraum von 9 Jahren beendet werden konnte. Besonders Lob gebührt der Gewissenhaftigkeit, mit der sie fast in allen Theilen des Reiches geschah. . . . Im Ganzen kann die Jesuitenkarte, wenn man die Zeit, in welcher sie angefertigt wurde, in Betracht zieht, als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Der Kaiser war von ihrer Ausführung sehr befriedigt, und die Chinesen haben noch heute die vollste Anerkennung für die Arbeit, welche die katholischen Missionäre in dieser Beziehung für ihr Land gethan haben. Sie erschien in China selbst in 120 Blättern und bildet seitdem die Grundlage aller einheimischen Karten des Landes.“ Soweit Nishthofen.

Dem P. Regis verdanken wir somit die umfassende physikalische und topographische Beschreibung von Yunnan, wie sie in den chinesischen Karten niedergelegt ist. Die Frist, welche ihm hierzu gestellt wurde, war so knapp, daß keine Zeit zu weiteren Beobachtungen und Nachforschungen übrig blieb. Erst mit P. Annot, der über 30 Jahre in Peking residierte, erhalten wir einige Notizen, welche besonders die einheimischen Bewohner Yunnans betreffen. Er erhielt dieselben

von einem Tatarenoffizier, der im Jahre 1767 mit der kaiserlichen Armee einen Feldzug durch Yunnan gegen die Birmanen mitgemacht hatte. Das Klima des westlichen Yunnan wird als ein mörberisches, die Gebirgsvölker als den Chinesen an Klistigkeit und Muth überlegen geschildert. Jede Behauptung eigener Selbständigkeit gegen das himmlische Reich wird Empörung genannt. Die Chinesen, so fährt der Bericht fort, lassen sich keine Mühe verbrießen, die Völker dieser Provinz durch ihre Einrichtungen, Künste und Sitten zu civilisiren. Der Vicekönig von Yunnan ist zugleich Gouverneur der östlichen Nachbarprovinz Kueitschen; außerdem hat die Provinz noch ihren besondern Gouverneur für sich. Die selbständigen Völker scheinen vorzüglich im südlichen Theile, im Grenzgebiet gegen Ober-Laos und Birma ihre Stike zu haben. Einige wohnen 20 bis 30 Tagereisen süd-westlich von der Hauptstadt Yunnans. Hier soll das Vaterland der Bewohner von Yunnan zu suchen sein, welche in verschiedene Stämme zerfallen. Ihre Erbfürsten erkennen aber gegenwärtig die Oberherrschaft des Kaisers an und zahlen ihm Tribut. Die große Fruchtbarkeit der Provinz und ihr Metallreichthum haben die chinesischen Herrscher bestimmt, keine Mühe und Kämpfe zu scheuen, um dieselbe zu behaupten und zu beherrschen. Über diesen Reichthum an Silber, Gold, Kupfer und Zinn ist nur eine Stimme. Auch edle Steine wie Lazur, Rubine, Saphire werden genannt; aber ob sie einheimisch sind, oder durch Handel eingeführt werden, ist nicht zu ermitteln. Ferner werden Agate, Marmor, Bernstein, Amber und kostbare Gummarten gerühmt. Die Jagd verspricht ebenfalls reiche Beute an Rhinocerosen, Tapiren, Elephanten. Aus den statistischen Daten, welche Klaproth aus chinesischen Quellen über Yunnan vom Jahre 1790 mitgetheilt, verdient Folgendes bemerkt zu werden. Die Bevölkerung von Yunnan wird auf 2 255 459 Seelen, die Armee zur Sicherung der Provinz auf 53 000 Mann angegeben. Nach der Zählung vom Jahre 1813 soll Yunnan 5 561 320 Einwohner gehabt haben. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Vikariat Kuangsi. Sehr bezeichnend für die Stimmung in den chinesischen Grenzprovinzen sind folgende Erlebnisse eines muthigen Bekenners unserer heiligen Religion, P. Pernet's aus dem Pariser Seminar der auswärtigen Missionen. Nach überstandener Gefahr schreibt derselbe an seine Angehörigen in Frankreich von Quanzyn, 2. Nov. 1883, ausführlich also:

„Es mochte etwas über 5 Uhr sein, als ich an jenem Schreckenstag (5. Oktober) die heilige Messe begann. Während Alle, Auswärtige, Waisenkinder und Hausgenossen, laut ihr gewöhnliches Morgen Gebet verrichteten, wurde ein ungeheurer Stein auf das Kirchendach geworfen und schlug durch die Ziegel. Bewaffnete Angreifer drangen alsbald mit lautem Geschrei in das Wohngebäude, während alle Anwesenden im Nu die Kirche verließen. Auch mein Ministrant that so, und ich blieb allein am Altar. Da ich gar nichts von dem wußte, was draußen vorging, so zögerte ich einen Augenblick unschlüssig, benutzte aber dann rasch die Gelegenheit, wo ich allein war, um den Kelch vor der Raubgier der Eindringenden zu verbergen. Im nächsten Augenblicke waren diese zur Stelle. An Flucht war nicht mehr zu denken. Sie fielen also über mich her, schleppten mich in die Mitte des Hofes, zerrissen und zerstückten Stola und Manipel, und zerrten mir das Eingulum vom Leibe; da ich auch die Albe loszuwerden versuchte, erhielt ich zahlreiche Stöße mit flacher Klinge auf Rücken, Brust und Unterleib. Ich versuchte durchaus keinen Widerstand. Einem Waisenkinde, das ich von einem Räuber gepackt sah, rief ich zu: „Habe keine Furcht und bete zum lieben Gott“, und zu gleicher Zeit gab ich ihm den Segen. Ich meinerseits flehte um Beistand von oben. Ich glaubte damals ziemlich sicher, ich würde der Wuth meiner

Verfolger zum Opfer fallen. Der Himmel schien mir offen, und bereit, mich aufzunehmen; ich war vollkommen Herr meiner selbst. Die Glenden schlugten meine Albe auf, wozu sie sich eines großen Säbels bedienten; mein Humerales, mein Talar, meine sonstigen Kleidungsstücke, alles wurde mir ungestüm vom Leibe gerissen. Ich weiß nicht, was sie bestimmt hat, mich in dieser Weise zu behandeln. Übrigens erging es allen Leuten im Hause gerade so; denn, was unerhört ist, man hat sogar Greisen von 75 Jahren die Kleider vom Leibe gerissen, obgleich doch dieses Diebsgesindel sonst dem Alter und den Kindern einige Rücksicht bewies.

Nun wurden mir mit einer starken Schnur die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, mich selbst aber band man an einen hölzernen Pfeller, welcher den Dachvorsprung vor dem Studirsale der Lateinschüler stützt. Mein Kopf ward um die Säule festgeschlungen. Man hatte mir meine Schuhe abgenommen; die Strümpfe durfte ich behalten. So war ich nun den Beschimpfungen all dieser unglücklichen Hetzen ausgesetzt. Ich war nicht eben kräftig; seit meiner Ankunft in China hatte ich immer mehr oder weniger vom Klima zu leiden; die ungewöhnliche Aufregung indeß schien mir gleichsam neue Kräfte zu verleihen.

In diesem Zustand mußte ich die Plünderung des Hauses und der Kapelle mitansehen. Welch ein schmerzlicher Anblick war es für mich, als der Altar zertrümmert wurde, wo ich das heilige Opfer darzubringen pflegte, und man die Silber und frommen Darstellungen von den Wänden herab und in Stücke riß! Das Crucifix, das ich auf der Brust trage, ward mir fortgenommen; man ließ mir aber mein Scapulier, und ich glaube, darin eine gütige Fügung der heiligen Jungfrau erblicken zu dürfen. Der Reize nach Beschimpften mich die Räuber und zupften mich an Haaren und Bart. Besonders erregte

mein Scapulier ihre Aufmerksamkeit. Alle fragten, was das sei; die einen sagten sogar, ohne Zweifel um die Habgier der andern nachzurufen: „Es ist eine Uhr.“ Keiner aber wagte es mir zu rauben. Ich dankte dafür im Stillen meiner himmlischen Beschützerin. Die Plünderung wurde inzwischen mit der gleichen Wuth fortgesetzt. Es mochte wohl zwei Stunden sein, daß ich an die Säule angebunden war, als diese Glenden mich unter Todesandrohungen und anhaltendem Geschrei wieder losbanden. Sie führten mich in den Empfangssaal, wo sie mich niedermachen wollten. Drohend bligten die Säbel, die Lanzen kreuzen einander; ich empfehle mich dem lieben Gott und halte mich zum Tode bereit. In diesem Augenblicke erhebt sich ein Widerstreit unter den Räubern; die einen wollen mich tödten, die andern widersetzen sich dem, mehrere umgeben mich zu meinem Schutze, während andere sich mit jenen schlagen, die meinen Untergang geschworen haben. Zehn bis fünfzehn Minuten vergehen so zwischen Tod und Leben. Niemals ist meine Seele ruhiger gewesen; ich war an der Verwirklichung meiner Träume angekommen. Allein nach langem Hin- und Herstreiten führt man mich wieder zu meiner Säule, ich werde von Neuem gebunden, und die Verunglimpfungen dauern fort. Man zündet ein großes Feuer neben mir an; ich meinte, man wolle mich verbrennen, und Grauen ergriff mich bei diesem Gedanken. Die Räuber kochten ihren Reis und eines von unseren Schweinen, das sie an Ort und Stelle geschlachtet hatten. Da sie nicht genug Geschirre hatten, benützten sie auch Dachziegel, um darauf ihren Reis zu verzehren; sie rissen denselben einander vom Munde weg — ein widerwärtiges Schauspiel. Man bot mir auch von dem Reis an; ich wies ihn zurück.

Gegen 11 Uhr Vormittags schickten die Verfolger sich zum Abmarsch an. Der Mandarin von Quay-yün, der schon um $\frac{1}{8}$ Uhr Morgens durch P. Guimbretière von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt worden war, hätte ganz gut Soldaten schicken können, um die Schuldigen zu fassen; allein dieselben handelten nach seinen eigenen Winken, wie in der Folge klar wurde, und so rührte er sich nicht. Die Räuber banden mich von der Säule los; ich ging barhaupt, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden; man drängte mich, schnell zu gehen und drohte mir mit Schlägen, wenn ich es nicht thue. Ich that mein Möglichstes, was sie jedoch nicht abhielt, mir manche Schläge auf den Rücken zu versetzen. Einige gingen voraus, wie im Triumph ihre Fahnen hochtragend; fünf bis sechs mit Gewehren, Spießen, Piken, Säbeln und großen Messern Bewaffnete nahmen mich in ihre Mitte; die andern folgten mit der Beute beladen nach. Sie führten auch die Oberin des Waisenhauses mit mehreren Mädchen und einem Waisenknaaben mit fort. Während der Abwesenheit des P. Lavest, welcher eben seinen Bezirk bereiste, war ich mit der Leitung der zwei getrennten Anstalten, sowie der fünf Seminarien betraut gewesen. Ich bemerkte längs des Weges mehrere erschreckte Christen, die sich versteckten, um mich vorüberkommen zu sehen. Es fiel ein schwacher, feiner Regen, der mich bis auf die Haut durchnäßte. Ich mußte über Reisfelder und Berge wandern; überall, wo ich durchkam, eilten die Heiden herbei, um mich mit Unbilden zu überhäufen. Nach einer guten Stunde Weges trafen wir auf einen Fluß; ich ersuchte einen der Plünderer, mir meine Strümpfe auszuziehen, die ganz schmutzig geworden waren. Ich machte noch drei Wegstunden barfuß auf kieseligen Boden, so daß meine Füße schließlich wund gegangen waren und anschwellen. Die Sonne erschien jetzt wieder und vermehrte noch meine Qual. Die Hitze ist hier im Monat October und am hellen Mittag unerträglich. Die Chinesen selbst gehen nur mit Sonnenschirmen oder breitkrempigen Hüten aus. Zu gewöhnlicher Zeit und ohne Noth vermied ich es, in der Mittagshitze das Haus zu verlassen, sogar mit meinem Schirm; that ich es, so hatte ich sicher am Abend oder am folgenden Tage heftiges Kopfweh. Was ich an jenem Tage am meisten fürchtete, war eine Lungenentzündung, oder vielmehr ich sah meinem Tod durch diese Peiniger entgegen. Je mehr wir vorankamen, desto mehr lichtete sich der Haufe. Die Leute hatten sich aus sehr verschiedenen Dörfern zusammengefunden, je unter der Leitung eines

bekannten Bandenführers. Diese Leute sind eigentlich nicht Räuber von Profession, sondern treiben das Räuberhandwerk nur gelegentlich. Die Begier nach Sapefen ist ihr Fehler. Wenn der Hauptmann einer Bande ihnen einen Theil der Beute verspricht, schließen sie sich seinem Haufen an. Was die Bandenführer selbst angeht, so haben dieselben ihr Haus, ihre Familie; sehr häufig, ja meistens, sind sie sogar als solche bekannt; aber einige Taelen an den Mandarin stellen sie vor der chinesischen Gerechtigkeit sicher. Wann werden doch unsere heiligen Gesetze des Christenthums hier eingepflanzt werden? Oder vielmehr, wann werden doch diese armen Herzen durch die Tugenden des Christenthums umgebildet sein?

Wir kamen nun vor ein Dorf, wo man Halt machte. Die Plünderer trennten sich. Die Einen gingen nach links, die Andern blieben. Die Einwohner drängten sich neugierig um mich. Inzwischen war ich der Gegenstand eines beinahe heilbenmüthigen Actes der Liebe gewesen. Während alle Welt mich auslachte, trat ein Mann vor, grüßte mich, half mir zum Niederstehen, ersuchte die Räuber, meine Fesseln zu lösen, und band mich auf ihre Weigerung selbst los. Er besorgte mir ein Bißchen Tschok (in viel Wasser gekochten Reis). Ich hatte keinen Appetit; auch widerstrebte es mir, in Gegenwart dieser übelgesinnten Menge zu essen. Ich lehnte deshalb für den Anfang ab; endlich gab ich seinen Bitten nach und schluckte einige Mundvoll Reismasser hinunter. Was vornehmlich dem Gelächter der Menge stete Nahrung bot, war mein Zopf, der dem wiederholten Zerren und Zupfen nachgegeben hatte. Die Diebe hatten denselben an den Strick gebunden, der mir die Hände auf dem Rücken zusammenhielt. Meine noch wenig langen und in Unordnung gerathenen Haare erregten die Neugierde, und man ersparte mir die Verunglimpfungen durchaus nicht.

Mein barmherziger Freund erbot sich, meinen Zopf in Ordnung zu bringen; ich nahm sein Anerbieten dankbar an, und sogleich leistete er mir diesen Dienst. In meinem Herzen hat ich Gott, diesem armen Heiden die Gnade der Befehrung zu verleihen. Bald nahmen wir unsern Marsch wieder auf. Die Räuber wollten mir von Neuem die Arme binden; der gute Mann widersetzte sich, indem er sich zugleich für mich verbürgte. Ebenso suchte er mich mit der Mittheilung zu trösten, wir seien nur noch vier bis vom Ziele unseres Weges entfernt.

Gegen 3 Uhr Abends kamen wir in Jung-fung-leng an. Der Häuptling der Bande war uns vorausgeritten; er empfing mich nun mit einer hochmüthigen Miene, und gab sich zugleich den Anstrich, als sei ihm an meinem Schicksale gelegen. Man brachte mir Wasser, um die Füße zu waschen, und man ließ mir schlechte Schuhe anziehen. Bald lud man mich auch ein, größerer Ruhe halber, hinter die Rückseite des Hauses mich zurückzuziehen. Die Räuber folgten mir. Der Häuptling richtete weiter folgende Worte an mich: „Diejenigen, welche dich heute Morgen ergriffen haben, wollen dich tödten. Ich habe mich für deine Person verbürgt, und werde dich in dein Land führen. Du mußt uns aber Geld geben, sonst wirst du hingerichtet werden.“ — „Was meine Zurücksendung in die Heimath betrifft,“ erwiderte ich, „so hast du damit nichts zu schaffen; der Kaiser von China hat mich ermächtigt, nach Kuangsi zu kommen, um die Religion zu predigen; ich werde nicht fortgehen. Was das Geld betrifft, so weißt du, daß ich keine einzige Sapeke habe, ich kann dir keines geben.“ — „Du mußt eben Geld in Quay-yün verlangen.“ — „Der Priester von Quay-yün kann mich nicht kassieren; er hat selber nur das Allernothwendigste.“ — „So schreibe an den Bischof.“ — „Ich weiß nicht, ob der Bischof es kann; auf jeden Fall dauert es 10 bis 20 Tage, bis ich die Antwort erhalte.“ — „Nun gut, wir werden dich so lange hier bewachen.“ Ich verlangte Rute, Papier und den in China beim Schreiben gebräuchlichen Pinsel. Mein Zweck war, diese Gelegenheit zu benutzen, um Msgr. Foucard¹,

¹ Msgr. Foucard, geboren zu Orleans und Mitglied der Gesellschaft der auswärtigen Missionen zu Paris, ist seit 1878 Titularbischof von Sela (Armenien) und apostol. Vikar der Provinz Kuangsi.

unseren verehrten apostolischen Bischof, von den Vorgängen in Sankpantiao zu benachrichtigen. — Ich setzte meinen Bischof auch von dem Entschluß in Kenntniß, den die Räuber gefaßt hatten, den P. Lavest zu tödten. Dieser Missionär, welcher eben seinen Distrikt bereiste, war 7 bis 8 Stunden von da im Schulhause des Dorfes von derselben Bande umzingelt worden; aber es kamen Soldaten an, um ihn zu schützen, und er konnte nach Quay-nün zurückkommen. Der Anführer der Bande, der hinausgegangen war, um sich mit den Andern über die Summe zu verständigen, die als Lösegeld für mich festzusetzen sei, kam bald wieder herein und sagte mir: 'Schreibe 6000 Taels.' (38400

Mark.) — Sie verstehen, daß dieß ein Spaß war; ich machte ihm das auch gleich bemerkt, und er ging auf 1000 Taels (6400 Mark) herunter, immerhin noch eine unverhältnismäßig große Summe. Ich hoffte, ich würde, wenn ich die Sache in die Länge zöge, durch den Mandarin befreit werden können. Man lud mich ein, etwas Nahrung zu mir zu nehmen. Die Mahlzeit bestand aus Schweinefleisch und einem Erbsengericht, das Taofu heißt. Fleisch aß ich keines, denn es war Freitag. Obnebieß hatte ich wenig Hunger.

Am Abend führte man mich in ein kleines dunkles Gefängniß, und ein Räuber, einer der schlimmsten, streckte sich auf dasselbe Lager wie ich. Diese Nacht schien mir entsetzlich lang bei derartiger Gesellschaft. Die Thüre war von außen mit einem Hängeschloß wohl verwahrt worden. Ich betete mehrere Rosenkränze, indem ich die Ave's an meinen Fingern zählte. Man hatte mir von frommen Gegenständen nur mein Scapulier gelassen. Den Samstag verbrachte ich in einem dunklen, aber etwas größeren Gefängnißraum. Ich

wurde daselbst von mehr als tausend Heiden besucht, denen ich wiederholt die christliche Lehre predigte. Mehrere von ihnen drohten mir mit dem Tode, und an jenem Tage beobachteten meine Wächter ein wenig beruhigendes Verhalten. Am Sonntag gleichfalls dieselben Placereien. Die Christen und die Katechumenen wurden schonungslos ferngehalten. In der Morgenstunde indeß gelangte ein Christ trotz der Wachen bis zu mir; ich enthielt mich, mit ihm zu sprechen, als ob er mir unbekannt gewesen. Am Abend kam ein Katechumene mit Gewalt herein und grüßte mich kühn mit den bei den Christen üblichen Worten: 'Vater, Gott schütze dich!' Er sprach ungeschert mit mir, aber ich konnte nichts Bestimmtes über P. Lavest, meinen theueren Mitbruder, erfahren. Am Abend bei der Mahlzeit befand ich mich in der Gesellschaft von vier neuen Gästen. Einer von ihnen richtete sich im sogenannten Empfangszimmer ein. Von mir nahm er nicht die mindeste Notiz. Es war ein Abgesandter des Mandarins von Quay-nün, und die Räuber sagten mir, es sei einer ihrer Freunde. Ich konnte mich in der Folge davon selbst überzeugen; er plauderte mit dem Häuptling wie mit seinem leiblichen Bruder. 'Was willst du hier anfangen,' sagten sie zu mir, 'da das Volk euch nicht haben will.' — 'So, das Volk will uns nicht? Bitte, woher kommt es, daß P. Lavest mehrere Tausend Katechumenen in diesem Lande hat? Und woher kommt es ferner, daß ich während meines Aufenthaltes in Sankpantiao von mehreren Dörfern eingeladen worden bin, zu ihnen zu kommen und ihnen die wahre Religion zu verkünden?' — Sie erwiederten nichts. Ich

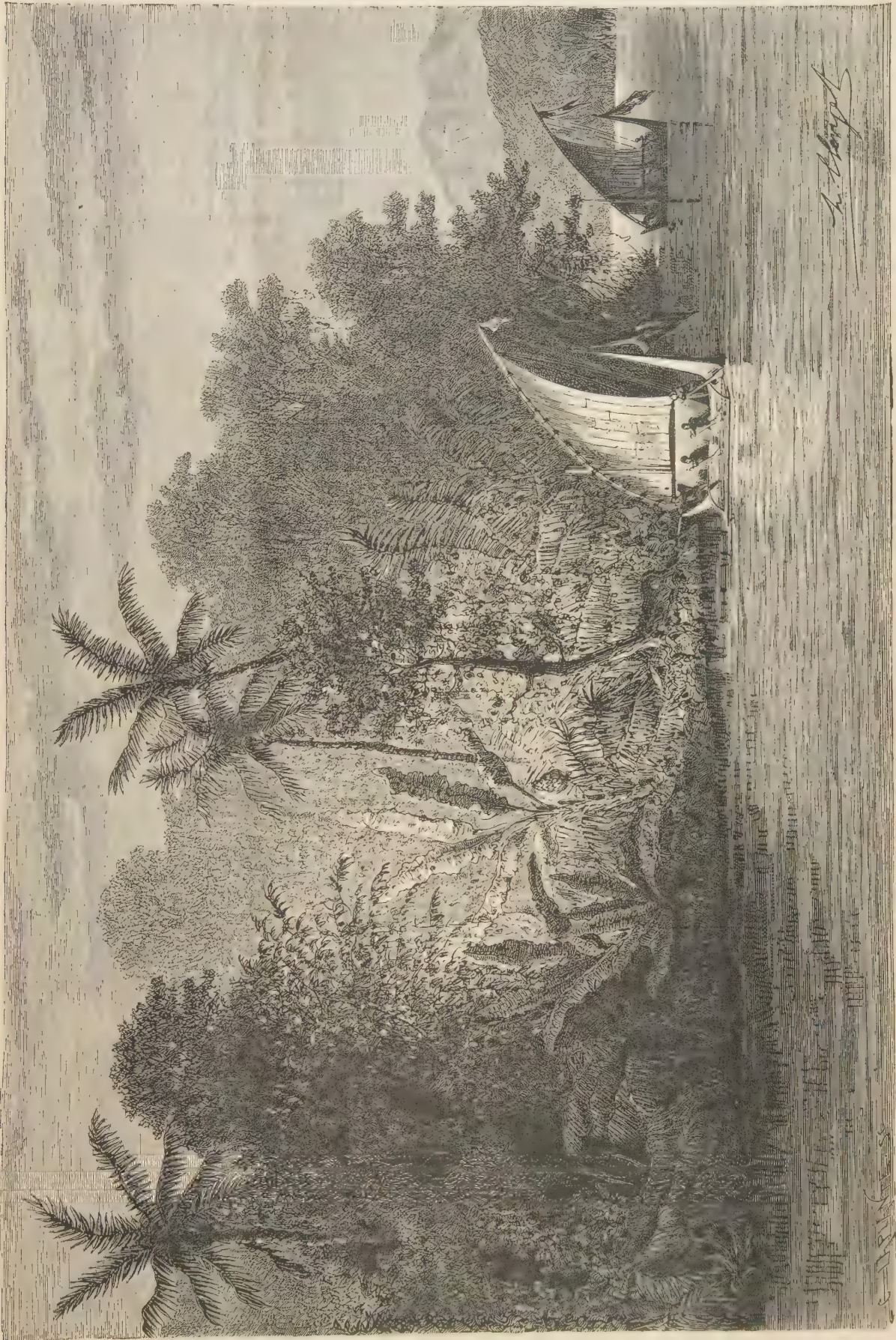
erinnerte sie daran, daß der Mandarin verpflichtet sei, meine Freizügung zu bewirken, und ebenso daran, daß er bislang sehr wenig



Landschaft auf Timor; auf dem Baume im Vordergrunde ein Kusufus¹.

¹ Der Kusufus (Phalangista cavifrons), welcher in den Wäldern von Timor haust, gehört zur Gattung der Kletterbeutelthiere und zwar zu den größern Arten derselben, indem er eine Länge von etwa einem Meter erreicht. Seine Gestalt ist ziemlich plump, der Kopf hat stumpfe Ohren, die Augen senkrecht gestellte Sterne, der Pelz ist dicht und wollig, meist weißlich gefärbt, das Schwanzende

ist nackt und krumm, und er kann sich damit an die Zweige festklammern. Das Thier ist übrigens keineswegs unbeholfen: ähnlich wie unsere Eichhörnchen weiß es von Baum zu Baum zu springen. Sein Fleisch gilt den Eingebornen als Leckerbissen; sie braten das Thier mit Haut und Haar und verfertigen aus seinen Zähnen Halskürze, Gürtel und Waffenverzierungungen aller Art.



Küstenlandschaft von Flores.

guten Willen in dieser Sache gezeigt habe. „Es braucht Geld, und der Mandarin will keines geben,“ hieß es. — „Wenn er kein Geld geben will, soll er Soldaten schicken,“ erwiderte ich. — „Die Räuber fürchten die Soldaten nicht; denn die Soldaten sind auch Räuber, und die Räuber sind Soldaten.“ Ein leider zu wahres Geständniß, das die beiden Schufte hier ablegten. Am folgenden Tage wurden zwei Eilboten an den Mandarin geschickt, der Befehl gab, mich nach dem Gerichtsgebäude zu bringen. Ich mußte aber noch drei weitere Tage warten, während welcher ich auch nicht ein Krüchchen Reis zu essen vermochte; die Schläge, die ich über die Brust erhalten hatte, bereiteten mir empfindliche Schmerzen.

Am Donnerstag in der Frühe endlich schickten sich die vier Boten des Mandarins zum Abmarsch an. Sie verkündigten mir, es sei noch keine Sänfte für mich da, und man müsse also bis zum folgenden Tage warten. „Nein,“ sagte ich ihnen, „ich will nicht länger hier bleiben; man besorge mir eine Tragbahre, oder gebe mir ein Pferd; heute noch will ich nach Quay-yün gehen; wenn nicht, so werde ich euch folgen und wenn mir etwas zustößt, seid ihr dafür verantwortlich.“ Sie besprachen sich mit den Räubern und redeten lange leise miteinander, was sie ebenso an den drei vorhergehenden Tagen gethan hatten. Sie betranken sich in widerwärtigster Weise mit Wein. Einer von ihnen lag bewußtlos am Boden, und die andern waren nicht weit von demselben Zustande. Die hämischen Blicke und Mienen, welche die Räuber und die Leute vom Gericht austauschten, erweckten schlimme Befürchtungen in mir. Diese steigerten sich noch mehr, als ich letztere sich anschickten, sich uns zu begleiten. Sie hatten zwei chinesische Flinten, deren lange Luntten angezündet waren. Ich kam heraus, setzte mich in meinem Tragsessel (vgl. S. 125) zurecht und man trat den Marsch an. Die Vorsteherin des Waisenhauses ging zu Fuß; Räuber begleiteten sie. Ich fürchtete, man möchte mir irgend einen Streich spielen; ich empfahl mich deshalb der heiligen Jungfrau und meinem Schutengel und erneuerte vor Gott noch einmal das Opfer meines Lebens; dann betete ich meinen Rosenkranz. Statt unmittelbar auf dem Landwege nach Quay-yün zu gehen, machten wir zwei Drittel des Weges zu Schiffe, was mit dem Vorwande gerechtfertigt wurde, man müsse sich vor Spikbuben in Acht nehmen. Ungefähr drei Lis vor dem Besteigen der Barke schwenkten die Räuber rechts, während meine Träger die Richtung nach links nahmen, und feuerten im Weggehen einige Schüsse ab, um die arme Nonne zu erschrecken. Ich gab dieser noch meinen Segen, damit der liebe Gott sie in ihren Mühen und Leiden aufrecht erhalte. Als ich endlich in der Barke saß, war ich beruhigt; ich war bereit, im Falle einer Gefahr mich in den Fluß zu werfen und schwimmend mein Leben zu retten. Einmal befand ich mich in der Lage, so über den Fluß zu setzen; er ist ungefähr 200 Meter breit; seine Tiefe habe ich nie erfahren können.

Gegen 8 Uhr Abends gelangten wir nach Quay-yün. Ich nahm mich traurig genug in meiner nothdürftigen Bekleidung aus, die nur in Hemd und Hose bestand — augenblicklich meine ganze Habe. Man läßt mich durch verschiedene größere Räumlichkeiten gehen und benachrichtigt inzwischen auch P. Guimbretière von meiner Rückkehr. Zwei Katechisten, die mich nach Chinesenart mit einem Fußfall begrüßen, kommen mit einem Briefe von P. Guimbretière zu mir. Meine Absicht war im Gerichtsgebäude zu bleiben und den Mandarin zu nöthigen, sich meiner anzunehmen; ich wünschte jedoch, daß die Nonne in das Missionsgebäude geführt würde, weil mir das Gerichtshaus ein zu unschicklicher Ort für sie schien. Gegen 1/2 10 oder 10 Uhr erst schenkte der Mandarin mir Gehör. Einer der Männer, die er gesandt hatte, um mich vorzuführen, diente mir als Dolmetscher. Ich sprach das Kantonesische; die offizielle Sprache aber ist das Mandarinchinesisch, dessen ich noch nicht mächtig bin. Hier zu Land ist es nöthig, mehrere Sprachen zu können; aber man muß zuerst eine gut verstehen, um mit Frucht zu arbeiten. Wir sprachen lange mit dem Mandarin. Im Verlaufe kam einer der Katechisten zurück, und machte eine Kniebeugung vor mir, aber keine vor dem Mandarin,

wie es das Chinesische Ceremoniell verlangt. Dies Benehmen mißstimmte den Mandarin sehr; er stand auf, kam von seinem Sitze herunter und hielt dem Katecheten eine Standrede. Was mich betrifft, erschien es mir unvereinbar mit meiner Stellung, das Knie vor dem Mandarin zu beugen, ich begnügte mich mit einer sehr ehrerbietigen Begrüßung, die darin besteht, daß man die Hände vor den Augen zusammenlegt und sich verbeugt.

Der Mandarin wollte nicht auf meinen Vorschlag eingehen, die Nonne nach dem Missionshause zu senden, während ich bliebe; da ich sie aber im Gerichtsgebäude nicht lassen wollte, so entschloß ich mich dazu, noch selben Abend in die Mission überzusiedeln. P. Guimbretière schickte mir Kleider und eine Sänfte; es war 1/2 12 Uhr Nachts. Katechisten, Lehrer, Waisenkinder, alle erwarteten mich mit Ungeduld. Ihr Gesicht zeigte mir, daß sie unter dem Eindrucke des Schreckens waren. In der Kapelle vereint, dankten wir zuerst dem lieben Gott für die Gnade, die er mir erwiesen, daß er mich nämlich glücklich in ihre Mitte geführt habe. Hernach kamen alle der Reihe nach, um mich zu begrüßen. Am folgenden Tage nach der heiligen Messe hielt ich eine kurze Ansprache, um sie in den gegenwärtigen Umständen zu ermuntern und sie zu ermahnen, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen. P. Lavest kam erst zwei Tage später, am Samstag Abend. Eilboten wurden an Mgr. Foucard entsandt, und ebenso an P. Chouzy, der abgereist war, um einen Posten im Norden der Provinz, acht Tagereisen von Quay-yün, zu erreichen. Gegenwärtig sind wir alle vier hier in einer kleinen Niederlassung vereint. Die Angelegenheiten sind noch in der Schwebe. Die Ortsbehörden rühren keinen Finger. Was wird schließlich herauskommen? Wir sind ganz in den Händen Gottes. Beten wir mit und für einander, und lassen Sie auch sonst beten, damit der Friede wieder hergestellt werde, und wir unser Werk, das schon so gebedlich voranschritt, neu aufnehmen können.“

Ähnliche Erlebnisse wie P. Pernet, mußte sein Amtsbruder P. Lavest bestehen. Auch er wurde, nachdem er auf einer Filiale im Schulgebäude umzingelt und am nächsten Morgen festgenommen worden war, nach Quay-yün gebracht und hatte unterwegs nicht wenig von den Beschimpfungen des aufgeregten Volkes zu leiden. P. Lavest, den P. Pernet eigentlich in Sanpantiao nur zeitweilig vertrat, hatte sich, wie angedeutet, auf einer Rundreise befunden, die vorzüglich den neuerrichteten Schulen galt. Deren Zahl beträgt schon über 20 und könnte 50 betragen, wenn man allen Gesuchen hätte entsprechen können. Es zeigte sich überhaupt große Hinnneigung zum Christenthum, die Heiden nahmen gerne christliche Bücher an und fanden sich zum Unterrichte ein. Auch der Gottesdienst zog Viele an, denn das Kirchlein war auf's netteste ausgestattet und eine Anzahl Kinder bildete einen trefflichen Chor. So fanden denn auch wirklich zahlreiche Bekehrungen statt, die eine eigene Katechistenschule nothwendig machten. Auch eine Schule für Täufer-Ärzte wurde errichtet, ein in den chinesischen Verhältnissen begründetes Institut. Von dem beginnenden Knabenseminare geschah bereits Erwähnung. Solche Erfolge konnten natürlich dem Feinde alles Guten nur mißfallen und wirklich ist es ihm gelungen, recht traurige Ruinen aufzuhäufen. Indes schließt P. Lavest's Bericht, der vom 10. November datirt ist, mit vieler Zuversicht: „Ich bin voll Hoffnung für die Zukunft. Ja, Sanpantiao wird zu neuem Leben und zu einem Glanze auferstehen, den es nie gesehen hat.“

Apostol. Vikariat Kuangtung. Aus Canton schreibt der apostolische Vikar, Mgr. Chausse, unterm 15. Januar:

„Von Ende September an haben wir viele Prüfungen durchmachen müssen; doch will ich auf dieselben nicht weiter eingehen.

Die gehässigsten Lügen hat man über uns und unsere Christen in Umlauf gesetzt. Letzteren wurde inmitten der Todesdrohungen freilich etwas bange, indeß bewahrten sie im Durchschnitt alle eine würdige Haltung. Gegenwärtig haben wir hier in Canton eine Schutzwache von 30 Soldaten, und der Vicekönig scheint wirklich unangenehmen Verwicklungen vorbeugen zu wollen. Die vielen Flugblätter, welche das Volk aufheften, sind verboten worden. Nichtsdestoweniger zeigt die Bevölkerung sich feindselig genug, und es wäre sehr unklug, in den Straßen der Stadt umherzugehen oder gar stehen zu bleiben. Gleich regnet es Beschimpfungen, und von allen Seiten ertönt das Wort „Schat“ (Tödtet ihn!); der Ton, in dem es gesprochen wird, läßt keinen Zweifel, daß es ernst gemeint ist. Wir sind wirklich in gewisser Weise Gefangene im Mittelpunkte dieser großen Stadt, weit von jedem Europäer entfernt.“ Die Einnahme von Sontay scheint die Chinesen bedeutend in ihren Kriegsgelüsten herabgestimmt zu haben, ohne ihnen jedoch dieselben völlig zu benehmen.

Das Gesagte bestätigt ein langer Brief P. Grimaud's, Missionär im Dorfe Schek-long bei Canton. Dasselbst wurde zuerst, wie es scheint, nicht ohne Unvorsichtigkeit von Seiten eines Predigers, das amerikanisch-protestantische Missionsgebäude demolirt, und bald darauf die katholische Kapelle nebst den Christenhäusern geplündert. Dem Missionär selbst gelang es nur wie durch ein Wunder, sich bis zur Ankunft des Mandarins versteckt zu halten, und auch dieser vermochte kaum, ihn vor dem Toben des Pöbels nach Canton in Sicherheit zu bringen. Dasselbst besuchen ihn seine Christen zuweilen und klagen ihm ihre augenblickliche Noth.

Tongking.

Apostol. Vikariat West-Tongking. Soeben geht uns ein ausführlicher und überaus trauriger Bericht Msgr. Puginiers zu, datirt Hanoi, 28. Februar 1884, den wir in unserer nächsten Nummer ausführlich mittheilen werden. Für heute müssen wir uns mit einer kurzen Inhaltsangabe begnügen. Der Brief schildert die ersten Anfänge der Verfolgung, welche mit einer wahren Wuth betrieben wurde, weil man in den Christen die Freunde Frankreichs erblickte. Die Behörden Chinas in Yunnan seien bei der Sache direkt theilhaftig gewesen. So habe der Gouverneur dieser Provinz im letzten Oktober dem Führer der schwarzen Flaggen schriftlich aufgetragen, mit den annamitischen Mandarinen sich ins Einvernehmen zu setzen, um die Christen zu ermorden. Ende November wurde ein Befehl Luß-Vinh-Phuro's veröffentlicht, wonach die von Sontay auf Hanoi marschirende Armee alle Christen vernichten solle. Dieser Plan scheiterte an dem Marsche des Admirals Courbet auf Sontay. Als die schwarzen Flaggen und Chinesen nach Honghoa sich zurückzogen, plünderten sie mehr denn 60 christliche Weiler (chrétientés), steckten, wenn sie den geringsten Widerstand fanden, die Häuser in Brand und mekelten Männer, Frauen und Kinder unerbittlich nieder. Ueber 10 000 Christen aus der Provinz Sontay flüchteten sich in die Wälder. Zu gleicher Zeit begannen auf Befehl der chinesischen Behörden die annamitischen Mandarinen einen Vernichtungskrieg gegen die Christen der Provinzen Namdinh und Tanhoa. Gebildete Bewohner von Namdinh stellten sich an die Spitze der Banden und der vierte Mandarin von Tanhoa leitete die Plünderung, Brandstiftung und Mordthaten in den Missionen von Chan und Laos. Ein eingeborener Priester, 62 Katecheten und Jüglinge, und 288 Christen wurden getödtet, 242 christliche Dörfer ausgeplündert oder eingeäschert und eine große Anzahl gebrandschakt. Man erwartete noch weitere Missethaten in den von den Franzosen

nicht besetzten Provinzen Tongking's, als vom Gouverneur von Tanhoa in Hanoi der Befehl eintraf, er habe „erst in diesem Augenblicke“ von den Ausschreitungen, die seine untergebenen Mandarinen sich zu Schulden kommen ließen, und die nun schon zwölf Tage dauerten, gehört und ordne daher die sofortige Herstellung der Ruhe an. Man ist indessen überzeugt, daß der Gouverneur selbst die Befehle zu der Verfolgung gegeben hat; er ließ aber, um nicht seine Regierung zu compromittiren, seine Untergebenen handeln. Neue Befehle trafen in Folge der Mission Tricou aus Hué ein, welche die Verfolgungen wohl in den tongkingesischen Provinzen einstellten; allein diese dauerten nunmehr um so heftiger im Gebirge fort; fünf Missionäre und 30 Katecheten wurden in Laos ermordet. Ein königlicher Prinz mußte seine Theilnahme an den Mordthaten mit seinem Kopfe büßen; doch weiß man noch nichts von einer Bestrafung der Mandarinen aller Rangstufen, welche aus Haß gegen Frankreich die der Freundschaft für die Franzosen verdächtigen Christen in Masse hinhordeten, Tausende wieder aus Haus und Hof vertrieben. Die Franzosen unterstützten diese Opfer der Religionsverfolgungen nach besten Kräften und vertheilten die in Sontay vorgefundenen Lebensmittel an die hart bedrängten Christen.

Sunda-Inseln.

Timor ist die größte und östlichste der kleinen Sunda-Inseln im Indischen Oceane. Auf einem Flächenraume von 30 000 Quadrat-Kilometern zählt es gegen 500 000 Bewohner. Der nordöstliche Theil der Insel gehört den Portugiesen, der südwestliche den Holländern; einige Landschaften haben sich unabhängig erhalten. Die innere Verwaltung ist jedoch durchgehend in den Händen einheimischer Fürsten. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kamen die ersten Missionäre aus Portugal nach Timor, und es gelang ihrem Eifer, der Kirche zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Als die Portugiesen 1852 einen Theil des Gebietes an Holland abtraten, verstanden sie sich dazu nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die holländische Regierung für die religiösen Bedürfnisse der dortigen Katholiken Sorge trage. Seit einer Reihe von Jahren wurde denn auch Holländisch-Timor von einem der Missionäre aus Larantuka, einem holländischen Fort an der Nordostküste von Flores, von Zeit zu Zeit besucht. Derselbe fand auf diesen Rundreisen bei den Eingebornen die freundlichste und wohlwollendste Aufnahme. Im vorigen Jahre nun hat sich der hochw. Herr Kraaypanger dauernd auf Timor niedergelassen und zwar in Atapupu, einem kleinen Dorfe an der Westküste. Es ist der nächste Hafenplatz für die von Larantuka kommenden Schiffe und hat eine holländische Besatzung. Das nachstehende, aus Atapupu den 28. November 1883 datirte Schreiben dieses Missionärs entnehmen wir den „Maandrozen“, einer trefflichen holländischen Monatsschrift zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu.

„Am 1. August langte ich mit Br. Vermeulen zu Atapupu auf Timor an. So oft ich in den früheren Jahren nach meiner apostolischen Rundreise im Innern von Timor mich hier wieder nach Larantuka einschiffte, fühlte ich den heißen Wunsch, meinen bleibenden Wohnsitz hier nehmen zu können; jetzt sind die Schwierigkeiten gehoben, und wir können uns nunmehr bleibend hier niederlassen.

Am 4. Oktober erhielt ich aus den eine Tagereise von hier entfernten Bergen eine Nachricht, welche mich mit großer Besorgniß erfüllte. Der gute Joseph, den Bergbewohnern unter dem heidnischen Namen Atoa bekannt, ließ mir nämlich durch einen Boten melden, daß er in einer traurigen Lage sei und unmöglich nach der Küste kommen könne, um mich der Verabredung gemäß auf einer apostoli-

ischen Reise in die Berge zu begleiten. Infolge einer schweren Verwundung des linken Fußes konnte er weder gehen noch stehen, auch nicht mehr schlafen und litt heftige Schmerzen. Das Bein war bis zum Knie angeschwollen, und dabei fehlte es ihm an jeder ärztlichen Behandlung und sogar an der nothwendigen Nahrung; er sei abgezehrt wie ein Skelett, meldete der Bote. Aus Allem erkannte ich, daß der Zustand des Kranken bedenklich sei; aber was sollte ich thun? Gerne hätte ich ihn besucht; jedoch die Umstände erlaubten es mir nicht. Und dennoch war an der Erhaltung seines Lebens so viel gelegen, nicht allein für seine Frau und seine drei noch unerwachsenen Kinder, Maria, Morysius und Stanislaus, sondern auch für die junge Mission. Was der gute Joseph für unsere Niederlassung auf Timor gethan, weiß der liebe Gott allein, und menschlicher Weise gesprochen ist er auch jetzt noch für den gebethlichen Fortgang des Werkes unentbehrlich. Das weiß der göttliche Heiland auch und besser als ich, dachte ich bei mir selbst; vertraue deshalb nur wieder auf sein heiligstes Herz, das dir schon so oft Beweise seiner erbarmenden Liebe, auch gegen dieses arme Bergvolk, gegeben hat. Ich schickte dem Kranken dann, was mir zur Verfügung stand, und da er lesen und schreiben kann — eine Kunst, die unter jenen Bergbewohnern etwas sehr Seltenes ist —, so fügte ich ein Briefchen bei, worin ich ihn tröstete und ihm nachdrücklich an's Herz legte, mir sofort einen zweiten Boten zu senden, falls die Krankheit zunehme. So schwebten denn die schönen Pläne, welche ich schon für die nächste Zukunft entworfen hatte, und für deren Ausführung mir Josephs Hilfe unentbehrlich war, wieder in der Luft. Am folgenden Tage begannen wir eine Novene zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, und ich gelobte zugleich, falls Joseph vor dem 15. November wieder hergestellt und im Stande wäre, von den Bergen zur Küste zu kommen, diese Gnade in den Maandrozen bekannt zu machen. Es war wohl ein wenig stark, dem heiligsten Herzen einen so bestimmten Termin zu stellen; aber ich dachte, für Joseph und die Mission darfst du es dir wohl erlauben; denn beide sind dem göttlichen Herzen theuer, das weiß ich. Die Novene wurde mit dem größten Eifer abgehalten; denn unsere jungen Leute, die Joseph schon zu Larantuka kennen lernten, wo ich ihn früher unterrichtete und taufte, ehren ihn wie einen Vater. Und in der That, wir hatten nicht vergebens gebetet, nicht vergebens vertraut! Daß kein zweiter Bote kam, war schon ein gutes Zeichen; aber siehe da! am 11. November, also noch vier Tage vor Ablauf des Termins, steigt der brave Joseph von den hohen Bergen herunter und bringt uns selbst die Nachricht von seiner Wiederherstellung. Welch eine Freude, welche ein frohes Wiedersehen! Zwei Tage später, am Feste des hl. Stanislaus, brachte

ich zum Danke für die erhaltene Gnade und zugleich zur Verherrlichung des heiligsten Herzens Jesu das heilige Messopfer dar, und Joseph empfing während desselben in der gleichen Meinung die heilige Communion. Dem Herzen Jesu sei Lob und Preis und Dank in Ewigkeit!

Gegenwärtig sind wir mit dem Bau unserer neuen Kirche beschäftigt, der ersten auf Holländisch-Timor. Mir scheint, dieses erste Gotteshaus muß dem göttlichen Herzen Jesu geweiht werden, sowohl um ihm den schuldigen Dank für die bereits empfangenen Wohl-

thaten darzubringen, als auch um uns des ferneren Schutzes dieses heiligsten Herzens zu versichern. Dieser Schutz ist dem Missionär so nothwendig, um stets sicheren Schrittes auf dem rechten, zum Ziele führenden Wege voranzugehen und um Früchte für die Ewigkeit zu zeitigen "

Vorderindien.

Aus **Beludschistan**, welches gegenwärtig mit dem apostol. Vikariate Bombay vereinigt ist, theilten wir schon letztes Jahr (S. 215) einen Brief unseres Landsmanns P. Hillenkamp S. J. mit. Von demselben Missionäre geht uns auch der folgende Brief zu, datirt Quetta, 19. December 1883:

„Ende November erhielt ich eine bringende Bittschrift vom 1. Madras-Pionier-Regimente, das am Eingange des Bolanpasses ein Lager bezogen hat und an der Militärstraße arbeitet, welche ich schon früher erwähnt habe. Das Lager, Jhand (Dschand), ist ungefähr sieben engl. Meilen von Rindli, der Endstation der Kandahar-Staats-eisenbahn entfernt. Die eingebornen Christen des Regiments baten mich, zu ihnen zu kommen, um ihnen die heiligen Sacramente zu spenden. Da ich gerade meine jährlichen heiligen Exercitien machen wollte, paßte die Einladung, indem ich dann den lieben P. Peters von Suffur leicht in Rindli treffen und so meine heilige Beichte (die zweite in diesem Jahre) ablegen konnte. Ich beendete also meine Exercitien am Feste der Unbefleckten Empfängniß und fragte bei unserm ausgezeichneten General Sir Driel Tanner an, ob irgendwelche Schwierigkeiten meiner Reise

im Wege stünden. Sir Driel sah nicht nur keine Schwierigkeit, sondern hatte die große Zuvoorkommenheit, mir ein Reitkamel (Sanni) vom 1. Sind-Cavallerie-Regimente mit einem Sowar (Soar), d. h. Cavalleristen, der vollständig bewaffnet war, zu besorgen. Es ist dieß eine außergewöhnliche Gefälligkeit, die sehr schwer zu erlangen ist.

Nachdem ich also am 9. d. M. den Militär-Gottesdienst um 10 Uhr beendigt hatte, packte ich die zur heiligen Messe nothwendigen Sachen in meine Reisetasche und machte mich fertig. Um 12 Uhr war mein Sanni vor der Thür, die Reisetasche wurde hinter



Ein Krieger von der Insel Timor.

den zweifelhafte Sattel geschnallt, und ich setzte mich in den zweiten Sitz hinter meinem Cavalieristen. Das Kameel hat sich hinzulegen, damit man es besteigen kann; sonst reitet man gerade wie zu Pferde. Ich hatte Quetta sehr bald hinter mir und machte ungefähr sechs engl. Meilen die Stunde. Diese Sind-Kameele sind hier berühmt, und ich erwartete, den nächsten Mittag in Jhand zu sein — aber weit gefehlt.

Es ging prächtig bis Derwasa, 24 Meilen von hier. Da sah das Thier ein Kameel desselben Regiments, und mir nichts dir nichts legt sich das Thier auf den Boden und will nicht wieder aufstehen. Da habe ich denn meinen Sowar bewundert, wie er dem Thiere zuerst schmeichelte und nachher . . . ? Das werden Sie hören. „Mera bhai, mera bap, mera betha (mein Bruder, mein Vater, mein Sohn), was ist das, du willst hier bleiben? — Dieser Ort ist schlecht, das Wasser ist schmutzig, das Futter ist sehr spärlich — geh' voran!“ Nichts half, nicht einmal ein ordentlicher Knüppel. „Was? deine Seele ist ja ganz klein, du hast ja gar keine — so ein großes Thier und so lange Beine und willst nicht arbeiten? Ganz gut — wart ein wenig!“ Damit springt der Reiter herunter und insultrirte das Kameel dermaßen, daß seine kleine Seele sich offenbar schämte und es ging voran. Noch zwei Meilen, und wir waren aus der Hochebene Dascht in den Paß eingetreten. Eine prachtvolle Scenerie, wild und schrecklich und wieder reizend. Noch eine kurze Zeit und der erste Haltplatz, Dosan, war erreicht. Ich mußte in Dosan die Nacht zubringen, weil hier ein eingeborner Katholik (Goanese) als Commissariats-Inspector wohnt, der durchpassirende Truppen mit Vorräthen zu versehen hat. Es ist ein elendes Loch; von Gemüthlichkeit ist keine Rede. Der arme Mensch hatte vor einem Monate seine Familie heraufgeholt und nun waren sie fast alle krank, er, seine Frau und drei ganz kleine Kinder. Am nächsten Morgen hatten wir dann heilige Messe, und seine Frau ließ es sich nicht nehmen, mir drei Eier und ein paar Chapaties (in der Hand gemachte und auf einer Eisenplatte gebackene Brodkuchen, welche wie Pfannenkuchen aussehen) mit auf den Weg zu geben.

Der Bolanpaß ist noch immer nicht ganz sicher, und so kommen denn häufige Morde vor; freilich sind nur Eingeborene die Opfer dieser Anfälle. Der Paß führt durch Besetzungen des Khans von Kelat, meistens aber auch — und das ist die verrufenste Stelle — durch die sogenannte Murreccountry; die Eingebornen sind durchtriebene Schufte. Die gefährlichste Stelle ist Abigum, d. h. pani abi gum gya — das Wasser ist soeben verschwunden. In der That müssen Sie in einer Ebene von nichts als Steingerölle reisen, die etwa 24 Meilen lang und 15 Meilen breit ist. Ich hatte diesen

Morgen das Vergnügen, einigen meiner braven irländischen Artilleristen, die als Escorte von einem Krankentransport zurückkehrten, zu begegnen. Es war 5 Uhr Abends, als ich in South Kirtha, wo ich ein paar Stunden ausruhen wollte, ankam. Also neun Stunden im Sattel und nur 38 Meilen geritten — allerdings wenig in Folge des widerspenstigen Kameels und der rührenden Unterhaltung meines Führers mit dem Thiere. Ich schlief hier bis 2 Uhr Morgens, und dann ging's fort in den herrlichsten und wildesten Theil des Passes. Auf der noch übrigen Strecke haben Sie den Bolanfluß

zu durchwaten, freilich nicht mehr 19mal, wie bei meiner Herausreise, sondern nur noch neunmal, da unsere Pioniere nebst den zwei Regimentern die neue Militärstraße so weit beendet haben, daß nur noch wenig zu thun übrig bleibt. In einem bis zwei Monaten denken sie damit fertig zu sein — eine Eisenbahn wird von hierher nie nach Quetta heraufführen können.

Mein Kameel wurde mit jeder Stunde miserabler, und ich hatte mich schon in mein Schicksal ergeben, die noch übrigen fast 20 Meilen pede apostolico zu pilgern. Dieses würde allerdings wegen des Wassers und der Hitze seine Schwierigkeiten gehabt haben; denn Sie müssen wissen, daß der Klimawechsel, den ich von der Hochebene von Dascht bis hinunter nach Kumbilani, wo ich jetzt in stockfinsterner Nacht ankam, in 18 Stunden durchging, beinahe dem von Deutschland nach Italien gleicht. Nahe vor Kumbilani führt der Weg durch einen hübschen Tunnel, den die Soldaten binnen sechs Monaten ausgesprengt haben. Es ist Alles ringsum dürr und öde, und auf den ungeheuren Felsen keine Spur von Vegetation — nur die reizende Thalsohle ist hübsch grün. Bei meinem Eintritt in dieses Lager hörte ich das wirklich harmonische Geläute der Kameelglocken, welches das Rauschen des Flusses so angenehm unterbrach. Es ließ mich vermuthen, daß eine Karila (Karawane) von weither gerade vor mir sei, und meine Nase bestätigte dieses sehr bald. Einen solchen Geruch, wie er mir plötzlich entgegenwehte, habe ich in der That noch nie erlebt. Denken Sie sich plötzlich in die Mitte von 20 bis 30 Kameelen zu gerathen, deren jedes ungefähr mit sechs Centnern

Asa foetida beladen ist! Es wurde mittlerweile Morgen und mir möglich, die ganze Truppe zu sehen. Die Ausstaffirung dieser Thiere, die von Kandahar nach Delhi zogen, erinnerte mich sehr an das bekannte Bild zu J im ABC für große Leute des sel. Dr. A. Stolz — nur sind keine vierbeinigen Esel am Anfange des Zuges! Die Enge der Straße zwang mich, den Schluß der Karawane zu bilden, und so hatte ich denn diese Düste für zwei Stunden einzuathmen!

Endlich war das Lager der 1. Madras-Pioniers erreicht. Es war zu spät geworden, um alle die Beichten noch zu hören — so



Ein Vornehmer von der Insel Timor.

beschloß ich denn, noch sieben Meilen weiter zu reisen, und am Abend, vielleicht mit P. Peters, zurückzukehren. Leider erfuhr ich in Rindli, daß P. Peters nicht angekommen sei, und ein Telegramm benachrichtigte mich, daß er erst am Abend des nächsten Tages ankommen könne, da er den Zug verpaßt habe. Gegen Abend also machte ich mich wieder auf nach Thand und kam gegen 7 Uhr Abends an. Natürlich stellte ich mich zuerst dem commandirenden Oberst vor, der mich nöthigte und fast zwang, mit dem Offiziercorps zu diniren — was ich natürlich mit Dank annahm, da ich seit den letzten 2½ Tagen nicht viel bekommen hatte. Das Offiziercorps bestand aus zehn Herren: dem Oberst, seinem Adjutanten (in unserm Colleg in Beaumont erzogen), einem Major, einem Doctor, einem Ingenieur, einem Hauptmann und vier Lieutenants. Die Herren waren ungemein zuvorkommend, und richteten auf der Stelle ein Zelt für mich ein, wo ich wohnen sollte und am nächsten Morgen die heilige Messe celebriren konnte. Sobald das Diner beendet war, verabschiedete ich mich und ging zu meinen Sepoys (eingeb. Soldaten). So hörte ich denn die Beichten von ungefähr 50 guten Christen (Dank den guten Patres von Mailand, die in Secunderabad die Mission verwalten!) theilweise in Englisch und mehr noch in Hindostani. Es war halb zwölf, als ich an den Letzten kam.

Der Oberst hatte die Güte gehabt, alle Katholiken von der Arbeit zu entschuldigen, und so hatte ich denn um 8 Uhr meine kleine Gemeinde theils in und theils vor meinem Zelte knien. Die Andacht dieser guten Leute hat mich wirklich erbaut, und ich glaube, daß die eigentlichen Madrassen doch noch bedeutend religiöser und moralisch besser sind, als andere Klassen von eingeborenen Christen. Natürlich wurde ich nach der heiligen Messe, nach welcher Alle noch lange auf den Knien blieben, um für die heilige Communion ihre Dankagung zu machen, um Rosenkränze und Scapuliere bestürmt, und ich mußte versprechen, denen, für die ich keine hatte, von Quetta zu schicken. Der Adjutant erwartete mich schon mit einer Einladung vom Oberst zum gemeinsamen Frühstück. Allein das hätte mir zu viel Zeit genommen; anstatt dessen nahm ich einen kleinen Imbiß mit Dank an, und fort ging's wieder nach Rindli, wo P. Peters heute Abend ankommen sollte. Selbst um diese Zeit noch ist es empfindlich warm in der Mittagssonne — es ist ja nur 17 Meilen von Sibi, von dem die Afghans sagen: „Warum hat Gott noch eine Hölle erschaffen, da ja Sibi da ist?“

Endlich kam der Abend und mit ihm die Zeit von P. Peters' Ankunft. Wie sehnlich ich ihn erwartete, können Sie sich denken; waren es ja vier Monate, seit ich ihn zuletzt gesehen, und er der einzige Priester, den ich überhaupt seit zwölf Monaten zum zweiten Male zu sehen bekam. Der gute Vater! Leider mußte er wieder um 5 Uhr früh zurück, und so hatten wir nur ein paar Stündchen zum Plaudern. Wir spielten, wie er sagte, hl. Benedict und Scholastica. Um 12 Uhr beichteten wir gegenseitig, und dann legten wir uns auf den Fußboden schlafen. Um 5 Uhr früh war er fort, und ich bestieg bei Sonnenaufgang meinen Sami und wandte mich gen Osten nach Quetta zu.

Bis drei Meilen über South Kirtha hinaus, also ungefähr 23 Meilen von Rindli, ging's leidlich mit dem Kameele, ausgenommen daß es, so oft es in's Wasser kam, sich einfach hinlegte — sehr angenehm, nicht wahr? Von South Kirtha aus hatte ich die neue Militärstraße eingeschlagen, die, wie ich glaubte und man mir auch sagte, fertig sein mußte. Allein ich kam ordentlich in die Brüche. Drei Meilen ging's gut; aber dann war die Straße zu Ende, und ich mußte zu Fuß zehn bis zwölf Meilen in diesem Steingerölle, einem alten ausgetrockneten Flußbette, voranmarschiren. O wie wohlthätig ist da ein Tropfen Wasser! Die Sonne brannte fürchterlich, es war ja gerade Mittag und kein Ende zu sehen. Also voran, langsam und beschwerlich. Verschiedene Arbeiterabtheilungen von Brahuis (Einwohner von Beludschistan) waren am Arbeiten, aber keine Spur von einem Wege. Gegen 5 Uhr Abends endlich hörte ich starke Explosionen, und das ließ mich schließen, daß ich nicht mehr

weit von unsern Bombayer Pionieren sein konnte. In der That sah ich sie auch halb und unter ihnen den commandirenden Ingenieur-Offizier, der mich herzlich einlud, die Nacht bei ihm zu bleiben. Meine Absicht war, noch bei Nacht weiter vorzubringen, um mir beim nächsten Regierungsdepot Maulthiere zu verschaffen, da mein Kameel eben ein richtiges Kameel war. Der Weg am Morgen war sehr gefährlich. Mußten wir doch wiederholt absteigen, und das Kameel nicht „am Halfterband“, wie der berühmte „Mann im Syrerland“, sondern am Zaum, der durch die Nase geht, die steilen Böschungen herabführen, wo immer eine Brücke im Bau begriffen war. So wurde es denn 11 Uhr, als ich in Mach ankam. Natürlich war ich hungrig, und da kein Brod zu haben war, kaufte ich für ein paar Pais einen Strang getrockneter Feigen. Von dem diesen kleinen Militärposten commandirenden Zemmedar (eingeborener Lieutenant) requirirte ich zwei Maulthiere für mich und meine Sachen. Im Galopp ging's davon, und nach 1¼ Stunde war ich wieder in Dofan, wo ich am Montag die heilige Messe gelesen hatte. Die nächsten 10 Meilen ging ich zu Fuß und kam dann auch gegen 6 Uhr Abends in Dervasa an, 24 Meilen von Quetta. War das eine Kälte hier, und es sauste wieder und pfiß, daß ich wirkliche Besorgnisse für Nase und Ohren bekam. Es ging immer nach Nordosten, und da die Berge schon mit Schnee bedeckt sind, pfiß ein schneidend kalter Wind entgegen. In der That, nach zwei Stunden mußte ich vom Maulthiere herunter und, um mich warm zu halten, laufen. Endlich kamen wir wieder in Quetta an, es war 1½ Uhr Morgens.

Nach Weihnachten habe ich eine ähnliche Reise, aber nach dem Osten in das Thal von Pishin, wo ein Regiment Eingeborener, worunter etwa 16 Christen sind, zu machen, um letzteren für die Weihnachtszeit Gelegenheit zu geben, die heilige Messe zu hören und die heiligen Sacramente zu empfangen.

Ein Militärkaplan, welcher einen ganzen Bezirk, der sich über etwa 150 Meilen erstreckt, zu besorgen hat, kann wahrlich nicht über Langweile klagen. Gott sei Dank!“

Äquatorial-Afrika.

Mission am obern Kongo. Im vorigen Jahrgang auf Seite 199 und 222 haben wir ausführliche Berichte über die Mission bei den Massanse mitgetheilt. P. Moinet schreibt über diese Mission aus Muluwa, den 22. Mai 1883, Folgendes an einen seiner Obern:

„Mit Freuden kann ich Ihnen sagen, daß der liebe Gott uns in einer ganz besonderen Weise beisteht. So haben wir in den vergangenen Monaten die Zahl unserer Katechumenen in wunderbarer Weise anwachsen sehen; dieselbe überschritt 250 bei den Unterweisungen, die regelmäßig gehalten werden, und diese Leute kamen aus allen Dörfern der Umgegend. Wir machen uns indeß keine thörichten Hoffnungen und glauben wohl, daß die Neugierde an diesem Zulauf auch ihren Theil hat; aber es ist doch wirklich ein guter Kern von solchen vorhanden, die es ernst nehmen und das Geseß Gottes kennen lernen und befolgen wollen. Sodann ist es nach der Erfahrung aller Missionäre, die an der Befehrung der Neger gearbeitet haben, ausgemacht, daß man diese in's Irdische versenkten Naturkinder durch äußere Dinge anziehen muß. Der selige P. Claver trug stets Zuckerwerk bei sich und besuchte seine Kinder nie mit leeren Händen. Wir folgen diesem Beispiele, und wir glauben, daß diese kleinen Auslagen nur von großem Vortheile für die Seelen sein können. Unsere Süßigkeiten und guten Sachen bestehen in einer Fingerspitze voll Salz oder Tabak, zwei Dinge, nach denen der Neger sehr lüstern ist. Auch auf unsern Spaziergängen sind wir gewohnt, um diese lederen Gegenstände angesprochen zu werden, wenn wir Eingeborenen begegnen. Ist der Wittsteller einer unserer Katechumenen, so wird er erhört; aber wenn er noch nicht zu den Unterrichtsstunden kommt, so bitten wir ihn entsprechend unserer Sendung, am Sonntag zu kommen und das Gewünschte bei uns zu begehren.“

Ich habe schon gesagt, daß es in Massanse keine hervorragenden Häuptlinge gibt. Es herrscht hier noch eine Art patriarchalisches Regiment; eine einzige Familie, die in ihren verschiedenen Generationen eine beträchtliche Zahl von Köpfen zählt und vom natürlichen Familienhaupte geleitet wird, bildet sozusagen ein kleines Königreich. Ein Araber von Udschidschi, welcher behauptet, Massanse unterstünde seiner Herrschaft, siedelte letztes Jahr vor seiner Abreise nach der Küste etwa zwanzig seiner Sklaven in Kumio an, gut 15 Stunden südlich von Muluwa. Auch in Unter-Muluwa setzte er einen Vertreter ein, der sich Häuptling nennt, einen gewissen Lukandamiza. Derselbe ist ungefähr fünfzig Jahre alt, ziemlich friebfertig, aber von Leuten umgeben, die ohne jedes religiöse Bekenntniß sind, und diese erheben rechts und links Abgaben und stiften allenthalben Unfrieden. Wir haben es indessen vermocht, Lukandamiza und seine Leute zu den wöchentlichen Unterweisungen herbeizuziehen. Jeden Sonntag macht er eine halbe Stunde Wegs, um zur Mission zu kommen. Hoffen wir, daß Gott seinen guten Willen belohnen und einen Wechsel der Stimmung in seiner Umgebung herbeiführen wird. Soviel über den südlichen Theil unserer Mission.

Im Norden gibt es eine große Anzahl Dörfer, und insbesondere wird die Bevölkerung sehr dicht an einem Flusse mit Namen Lugamba, wo Stanley auf seiner letzten Reise ausruhte, nachdem er seine Kreuz- und Quersfahrten auf dem See vollendet hatte. Nach mehreren erfolglosen Besuchen bei diesen Leuten, die etwas weit von der Mission weg wohnen, haben wir sie schließlich dazu gebracht, selbst uns aufzusuchen; aber da wir erkannten, daß die weite Entfernung ein ernstliches Hinderniß für ihre Pünktlichkeit sei, so haben wir daran gedacht, uns eines andern Mittels zu bedienen. Ich schlug ihnen somit vor, sie sollten uns in ihrem Orte ein großes Schutzdach bauen; dann wollten wir zu ihnen kommen und sie unter demselben zum Unterricht und zu den Gebeten versammeln. Dieser Vorschlag, der vor einem Jahre kaum als ernstgemeint angesehen worden wäre, wurde augenblicklich zur Ausführung gebracht. Ich glaube, sie haben darin auch einen Schutz für sich selbst und dachten, ihr Dorf würde, sobald es ein Haus, das zum Gebrauche der Weißen dient, einschließen werde, vor den Einfällen der Plünderer sicher sein. Wir werden also bald eine zweite Gemeinde im Schatten unserer Mission erwachsen sehen, versehen mit einer Filialkapelle, die wir so regelmäßig als möglich besorgen werden.

Zum Schluß noch eine gute Nachricht. Wir haben Ihnen bereits mitgetheilt, daß wir unsere losgekauften Kinder bald anderswo würden unterbringen müssen, weil der Boden für die Ackergründe nicht ausreicht. Pore, der greise Häuptling des Südens von Ubuari und der Landenge, welche diese ansehnliche Halbinsel mit der Westküste des Sees verbindet, hatte uns schon wiederholt unter sehr annehmbaren Bedingungen in sein Land eingeladen. P. Guillot machte ihm nun mit P. Moncet und Herrn Joubert, unserm ehrenwerthen Zuaven in Diensten der Mission, neuerdings einen Besuch und wurde sehr gut aufgenommen. Pore hat versprochen, sich und seine Leute in unserem heiligen Glauben unterrichten zu lassen; er wollte sogar unseren Provifar an seiner Stelle zum Häuptling des Landes einsetzen; er ist ferner erbötig, unsern Waisen, denen wir seiner Zeit zur Gründung eines Hausstandes verhelfen, Mädchen aus seiner Nachkommenschaft zur Ehe zu geben, so daß Alle mit der Zeit nur ein einziges Volk oder eine einzige Familie ausmachen. Sein kleines Gebiet, welches so das unsere wird, bildet ein Viereck, dessen Seiten 20 bis 30 Kilometer betragen mögen. Wir werden mithin in einer günstigen Lage, nahe an einem ausgezeichneten Hafen, ein besetztes Dorf bauen, wo Pore mit uns zu wohnen verlangt. Mögen unsere edelmüthigen Wohlthäter, für die unsere lieben Waisen täglich mit soviel Eifer beten, auch künftighin die Unterstützung ihrer Gebete und Almosen unserer aufblühenden Mission zu Theil werden lassen."

Der folgende Brief des dortigen Missionsobern theilt die

Gründung dieses ersten christlichen Negerdorfes im Gebiete der Missionäre von Algier mit. P. Moinet schreibt:

"Lager vom heiligen Kreuz, in Ribanga auf dem Gebiete Pore's, den 10. Juni 1883. Hochwürdiger Vater! Ich schreibe Ihnen knieend und inmitten von tausendbeinigen Scherereien, die der Einrichtung einer neuen Niederlassung anhängen. Ich bin hier mit P. Dromaux vor acht Tagen angekommen, und wir haben bis jetzt nur einige vorläufige Zufluchtsstätten hergerichtet. Ein großes Holzkreuz, das auf einer kleinen Anhöhe in einem Palmenwäldchen aufgepflanzt ist, dient uns als Sammelpunkt und bezeichnet die Stelle unserer zukünftigen Kirche. Wir haben eine Umfriedigung von 65 Meter Breite auf 100 Meter Länge abgesteckt, und angefangen, dieselbe nach der Weise des Landes zu befestigen. Sie ist an einem Flußufer gelegen, das eine natürliche Befestigung im Süden der Halbinsel Ubuari bildet.

Wir haben Ihnen früher mitgetheilt, wodurch es uns unmöglich geworden ist, alle Kinder in unserer ersten Massanse-Station zu behalten, wo es uns an Raum für den Ackerbau gebricht; ferner auf welche Weise wir mit Pore, dem Oberhäuptling von Ubuari, Bekanntschaft gemacht haben. Derselbe hatte zu wiederholten Malen verlangt, wir sollten uns bei ihm niederlassen, und versprochen, uns so viel Land zu geben, als wir bedürften. Nach reiflicher Überlegung haben wir uns endlich entschlossen, auf seine Wünsche einzugehen, um so mehr, als er beifügte, er werde sich mit seinem ganzen Volke in unserer heiligen Religion unterrichten lassen und Alle sollten nur eine einzige große Familie bilden.

Gegenwärtig wohnt Pore in einem kleinen Dorfe neben unseren Räumlichkeiten, und läßt uns durch seine Leute alles Holz herbeschaffen, das wir brauchen. Wir empfehlen die Bekehrung dieses Häuptlings in ganz besonderer Weise Ihren Gebeten. Er ist ein guter alter Patriarch, der seine Nachkommenschaft nach Hunderten zählt. Wenn Sie meinen Brief empfangen werden, dürften wir hier wahrscheinlich mit der Einrichtung unserer fünfzehn ersten christlichen Haushaltungen fertig sein, die von unseren ehemaligen Zöglingen den losgekauften Negerkindern, bezogen werden. Diese sind eben mit der Zeit groß geworden und einige von ihnen haben bereits Familie. Auch werden wir bis dahin wohl mit unsern Unterweisungen für die Wilden dieses Landes begonnen haben."

Die Gründung dieses christlichen Negerdorfes ist die schönste Frucht der Waisenanstalten in Udschidschi und Tabora. Beide Orte sind, wie die Mittelpunkte des arabischen Sklavenhandels, so die naturgemäßen Stellen des Loskaufs. Die Anstalt in Tabora, der P. Hautecoeur vorsteht, hat bereits in 1½ Stunden Entfernung eine Tochteranstalt gründen müssen; so sehr wuchs die Zahl der kleinen Schwarzen, denen christlicher Opfermuth und Seeleneifer die Freiheit und den wahren Glauben zugleich geschenkt haben. Den sehr ansehnlichen Grund für die genannte Filiale hat der Sultan von Unyamwezi den Missionären überlassen. P. Guillet, der Obere des Waisenhauses von Udschidschi, berichtet gleichfalls sehr günstig über den Fortschritt seines Unternehmens; auch seine Räumlichkeiten reichen nicht mehr aus.

Aus verschiedenen Missionen.

Mesopotamien. Die Stadt Mossul am Tigris ist jüngst, was sich seit Menschengedenken nicht ereignet hat, von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden. Die Gebäulichkeiten der PP. Dominikaner mußten der entstandenen Gefahr wegen ganz niedergelegt werden und auch die Anstalt der Schwestern wurde sehr beschädigt. — Haiti. Am 13. Januar erfolgte zu Port-au-Prince, dem Sitz des Erzbischofes Guillaux, die Weihe Msgr. Kersuzans zum Coadjutor des genannten Metropolitens. An demselben Tage fand in der gleichen Stadt die Grundsteinlegung der Kathedrale statt, welcher außer den anwesenden Bischöfen auch Vertreter des Senats und der Deputirtenkammer der Republik Haiti beiwohnten.

Miscellen.

Die Collegien der Gesellschaft Jesu in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Folgende 23 große Lehranstalten, mit zusammen 5794 Schülern wurden von den Priestern der Gesellschaft Jesu während des Studienjahres 1882—1883 geleitet:

Namen der Collegien:	in der Stadt:	Zahl der Schüler:
Loyola-Colleg	Baltimore, Md.	101
Boston-Colleg	Boston, Mass.	228
Canisius-Colleg	Buffalo, N. Y.	248
St.-Ignatius-Colleg	Chicago, Ill.	249
St.-Xavier-Colleg	Cincinnati, O.	284
Detroit-Colleg	Detroit, Mich.	186
St.-Johns-Colleg	Forbham, N. Y.	268
Georgetown-Colleg	Georgetown, D. C.	216
St.-Charles-Colleg	Grand Coteau, La.	113
St.-Peters-Colleg	Jersey City, N. J.	83
Las-Vegas-Colleg	Las Vegas, N. M.	242
Marquette-Colleg	Milwaukee, Wis.	138
St.-Francis-Xav.-Colleg	New York, N. Y.	372
Immac.-Conceptio-Colleg	New Orleans, La.	318

Namen der Collegien:	in der Stadt:	Zahl der Schüler:
Creighton-Colleg	Omaha, Nebraska	269
Colleg des heiligen Herzens	Prairie du Chien, Wis.	91
Santa-Clara-Colleg	Santa Clara, Cal.	243
St.-Ignatius-Colleg	San Francisco, Cal.	710
St.-Louis-Universität	St. Louis, Mo.	308
St.-Mary's-Colleg	St. Mary's, Kansas	284
St.-Josephs-Colleg	Springhill, Ala.	156
Gonzaga-Colleg	Washington, D. C.	135
Heilig-Kreuz-Colleg	Worcester, Mass.	162

Im Jahre 1881—1882 betrug die Zahl der Schüler 5082; es ergibt sich also im Vergleiche zum Vorjahre das bedeutende Wachstum von 71 Schülern, und in dem darauffolgenden Jahre soll die Zunahme noch bedeutender sein, wie man uns schreibt. Von den aus Deutschland vertriebenen Jesuiten werden zwei Collegien geleitet: das große Canisius-Colleg in Buffalo mit 248 und das neu gegründete Herz-Jesu-Colleg in Prairie du Chien (Wisconsin) mit 91 Schülern; das Lehrpersonal des erstern beträgt 28, das des letztern 16 Angestellte.

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Bon J. B. Höfner, Stadtcaplan in Kronach	20.—	Für den kathol. Kirchenbau in Basel:	
Bon Vic. Pl. in Jmf	10.—	Durch Kapl. Frank in Ratibor	27.10	Bon Stephanus in Romnis	3.—
" L. R. in Schollach	8.—	Für das Vikariat Athabaska-Madenzie:		Für den kathol. Kirchenbau in Gisleben:	
" Dr. Scheeben in Köln	10.—	Bon J. Gijele, Capl. in Baden	5.—	Bon Frz. Morcinscel in Long Prairie, Minn.,	
Aus Magen	159.—	Für die Indianermissionen in den Felsen-		durch B. Herber, St. Louis, Mo.	4.—
Bon Dr. J. Wanderer im Stift Tepl, Böhmen	16.88	gebirgen: Aus Nippes	50.—	Für die Propaganda in Rom:	
" Kapl. Kopecky in Vonschnit	42.—	Bon R. R. in Olpe	15.—	Bon Vikar B. R.	10.—
" Fr. Gilt Walbeck in Galtneufkirchen	1.70	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		" R. in Jerslohn	100.—
" Coop. G. Edelmüller ebendasselbst	1.70	(Sudarrita):		Für Verkauf und Unterhalt von Heiden-	
Papalino	4.—	Aus Nijened	100.—	kindern:	
Bon Kapl. Klotz in Berlin	10.—	Bon Pfr. Keim in Fiebingen	20.20	Bon Ungenannt aus Egglofen	21.—
" Prof. S. in M., durch Herber & Co. in		Aus einer Spielfasse: Utile cum dulci	10.—	Durch Wymandsrade	21.—
München	10.—	Bon Jos. Schnabel, Cypositus in Unteriglach	15.—	Bon Carl Wächter in Elshofen	21.—
" G. Linn, Gerichtsvollz. in Altheimer	3.—	" Herr, erbarne Dich der armen Seelen", durch		" Marie, Leopoldine Sophie zu Stolberg-	
Bom kathol. Pfarramt Grönenbach	21.54	Herber und Co. in München	3.—	Stolberg	18.—
Bon R. R. in Olpe	15.—	Bon R. R. in Olpe	15.—	" J. Schnabel, Cypositus in Unteriglach	40.—
Für die Missionen in Tongking und		Für die Missionen in Afrika:		" S. Hoffmann in Brachatt	1.69
Armenien:		Aus Dorfen, durch Herber & Co. in München	6.—	" Anton Wöckner, Domkaplan in Augsburg	45.—
Bon M. Dahm, Pfr. in Borg	10.—	Für den Heiligkeit-Jesu-Verein:		" Bon den Neucommunisten des Gym-	
" Ungenannt aus Oberhamnsdorf bei Glas	300.—	Aus Unterlach	21.—	nasiums und der Bürgerschule Bochum	46.30
" Florian Zuffler in Altdorf, Schweiz	1.—	Bon Schullindern, durch Herber & Co. in		" Dona nobis pacem" durch Herber & Co.	
Bom Missionshaus in Stehl	22.04	München	1.—	in München	22.—
Bon Th. E. Meine	10.—	Durch die „Neuß-Grevenbroicher Btg.“ in Neuß	3.—	Durch die „Neuß-Grevenbroicher Btg.“ in Neuß	20.—
Für die orientalischen Schulen:		" Kapl. Frank in Ratibor	11.15	Bom kathol. Pfarramt Grönenbach	4.—
" Gott segne es", durch Herber & Co. in		Für den Franziscus-Faberius-Verein:		Für Verkauf und Unterhalt von Neger-	
München	3.—	Bon Max Braun in Wangen	—70	kindern:	
Bom kathol. Pfarramt Grönenbach	30.—	Papalino	7.50	Bon einer Privatschule in Alfenstein	5.—
Für die nothleidenden Missionen in		Für den Bonifazius-Verein:		Pro Papa: Papalino	6.—
Ägypten:		Papalino	4.50	Bom Missionshaus in Stehl	2.—
Bon F. E.	200.—	Durch Kaplan Frank in Ratibor	—50	Bon Kaplan Klotz in Berlin	13.05
Für die Missionen in Palästina:		Für das Missionshaus in Stehl:		" Unbenannt aus Bayern durch Herber & Co.	
Bon J. Frank, Vikar in Capellen-Gilberath	50.—	Bom kathol. Pfarramt Grönenbach	30.—	in München	8.35
Für die nothleidenden Priester in Si-		Für den Bau der Elisabethen-Kirche in		" G. Linn, Gerichtsvollzieher in Altheimer	3.—
birien:		Eisenach:		Durch die „Neuß-Grevenbroicher Btg.“ in Neuß	33.—
Bon J. E.	86.68	Bon Flor. Zuffler in Altdorf, Schweiz	—50	" Kaplan Frank in Ratibor	3.80
Für nothleidende Missionspriester zur		" G. J. S. zum Troste der armen Seelen		Für verschiedene Zwecke:	
Verfolgung von heiligen Messen:		durch Herber & Co. in München	5.—	" Salve Regina" für den Marien-Dom in	
Aus dem Archidresbyterat Gr.-Glogau	200.—	Durch die „Neuß-Grevenbroicher Btg.“ Neuß	3.—	Hamburg	5.—
N. 100 s. pro defunctis	150.—	Für den Kirchenbau in Halle:		Bom Missionshaus in Stehl	6.—
Bon Ungenannt aus Egglofen	33.—	Bon Gräfin Compesch in St. Moritz	9.80	Bon R. M. B. S.	12.—
Papalino	3.—	" Immaculatae"	1.68	" Fr. B. in Karlsruhe	3.—

Dieser Nummer liegt ein Probeblatt des „Katholischen Missions-Atlas“ von O. Werner, S. J., bei, welcher demnächst von der Herder'schen Verlagshandlung ausgegeben und — für die Abonnenten der Missionen, wenn die Bestellung vor 1. August d. J. erfolgt, zu dem Ausnahmispriese von M. 3 broschirt, M. 4 gebunden in Halbkleinwand gegen Baarzahlung — durch alle Buchhandlungen zu beziehen sein wird.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redactionschluss und Ausgabe: 15. Mai 1884.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.